

Die neue Zeitschrift für Literatur
mit internationalen Beiträgen von deutschsprachigen Autoren

KONTRO

VERS

Heft 01/08:

Vergessen

Gefördert und
unterstützt durch
die Literatur-
Offensive e.V.



Literatur und gute Musik bei der...

KONTROVERS ReleaseParty

Do, 29. Mai, ab 20 Uhr
im Karlstorbahnhof, klub_k

...mit Lesungen unserer Preisträger und anschließender Party
mit Indie-Musik und Absinth-Ausschank – **Eintritt frei !**

Mehr Infos: www.kontro-vers.de

Werde Redakteur/in bei KONTRO - VERS...

Du kommst aus Heidelberg oder Umgebung bzw.
studierst hier, hast Spaß und/oder Erfahrung mit
Literatur und/oder redaktioneller Arbeit?
Die Redaktion sucht Unterstützung!

Melde dich bei Interesse einfach mal unverbindlich...
per Telefon: 06221-6513979
per E-Mail: redaktion@kontro-vers.de

Impressum:

KONTRO-VERS
c/o Marina Bartolovic
Im Neuenheimer Feld 691
69120 Heidelberg
Telefon: 06221-6513979
E-Mail: redaktion@kontro-vers.de
Internet: www.kontro-vers.de

Herausgeber:

Diana Armbruster
Marina Bartolovic
Sven Iwertowski
Die Literaturoffensive e.V.

Redaktion:

Diana Armbruster
Marina Bartolovic
Sven Iwertowski

Layout:

Diana Armbruster
Marina Bartolovic

Druck: Printsysteem, Heimsheim

ISSN: demnächst auf unserer Webseite

Fotonachweis:

Johannes Hoffend
(3,4,9-11,12,14,15,17,18,20,22,23-34)
Marina Bartolovic (1,8,13,16,35,37-39)
Lothar Seidler (36)
Jill Valerie Klohe (5)
Sonstige: Privat

FIXPOETRY

SIE SCHREIBEN MODERNE **Lyrik** UND/
ODER **Kurzprosa** UND HABEN INTERESSE
AN EINER **Veröffentlichung?**

WWW.FIXPOETRY.COM BIETET IHNEN
EIN WACHSENDES NETZWERK VON
AUTORENKOLLEGEN, EINE INNOVATIVE
DARSTELLUNG IHRER TEXTE UND EINE
INTERESSIERTE LESERSCHAFT. SCHREIBEN
SIE AN: **INFO@FIXPOETRY.COM**

Viel Spaß beim Blättern...Lesen...Hören...Schreiben...

Ein paar Worte...

...gibt es auf jeden Fall noch zu verlieren, bevor ihr euch dem Genuss beachtenswerter Literatur hingeben dürft. Warum? Weil das hier die erste Ausgabe einer neuen Literaturzeitschrift ist, deren Geburt wahrlich alles andere als einfach war. Für uns war die Arbeit an KONTRO-VERS etwas Neues, Aufregendes, was immer wieder ungeahnte Schwierigkeiten bereitete. Sowohl organisatorisch als auch finanziell war und ist KONTRO-VERS eine Herausforderung.

Zum Glück lieben wir Herausforderungen! Deshalb sind wir besonders stolz darauf, euch – wie wir finden – eine in jeder Hinsicht gelungene erste Ausgabe präsentieren zu können. Wir möchten hier auch noch die Gelegenheit nutzen, all jenen zu danken, die an uns geglaubt und unser Projekt engagiert unterstützt haben: Danke an Anette Butzmann und Lothar Seidler von der Literaturoffensive, die uns nicht nur organisatorisch, sondern auch seelisch Beistand geleistet haben. Danke an Hans-Peter Fuss vom „Grünen Engel“, der sich spontan bereit erklärt hat, nicht einfach nur eine

Anzeige zu schalten, sondern KONTRO-VERS darüber hinaus durch eine großzügige Spende zu unterstützen. Danke an Julietta Fix von www.fixpoetry.com, die selbst ambitionierte Literaturförderin ist und im Internet eine wunderbare Plattform für Autorinnen und Autoren aufgebaut hat, die wir jedem Schreibenden empfehlen möchten! Danke an Johannes Hoffend, der KONTRO-VERS durch seine Fotografien ästhetisch enorm bereichert hat. Danke auch an Prof. Dr. Joachim Funke, der nicht nur ein toller Wissenschaftler und Psychologe ist, sondern – wie ihr auf Seite 6 selbst lesen könnt – auch ein begnadeter Essayist. Und schließlich und endlich danke an unsere freien Mitarbeiter: Tim Förschler, Constanze Eib, Julia Erol und Sebastian Locke.

Genug der Worte; zumindest der unsrigen. Es wird Zeit, unsere Autoren sprechen zu lassen... durch ihre beeindruckenden Geschichten und Gedichte, die ihr auf den folgenden Seiten lesen könnt!



Viel Freude beim Lesen wünscht euch...

...die Redaktion:

Marina Bartolovic, Diana Armbruster und Sven Iwertowski



Lothar Seidler, Vorsitzender der Literaturoffensive

... auch vom LitOff-Vorstand:

Das Projekt KONTRO-VERS lässt sich als neoromantisch bezeichnen. Das Publizieren von literarischen Texten in Zeitungen und Zeitschriften ist zwar keine Erfindung der Romantik, spielte aber in jener Zeit für die Schriftstellerei eine große Rolle, insbesondere weil dadurch mehr Autoren die Möglichkeit bekamen, gelesen zu werden. Außerdem ließ sich ein größeres Publikum erreichen. Die Zeitung ist ein flüchtigeres Medium als das Buch. Eine heutige Online-Zeitung erfüllt diese Kriterien ebenfalls, nur noch stärker. KONTRO-VERS gibt es sowohl gedruckt als auch online. Es ist konsequent (und gerecht), dass die Zeitschrift in beiden Medien gleich viel kostet, dass heißt nur den notwendigen Betrag, durch den die Leser physikalisch dorthin gelangen können, wo sie erhältlich ist. Und eine Publikation dieser Art lässt sich mithilfe von Sponsoren und Anzeigenkunden verwirklichen. Die Auswahl der Texte erfolgte im kompetenten literarischen Diskurs, sodass die oft und gern fälschlicherweise hergestellte Korrelation zwischen der Höhe eines (Verkaufs-)Preises und der Qualität des zugehörigen Gegenstands hier ohnehin nicht gilt. Aber über Geschmack lässt sich selbstverständlich gut streiten, das heißt nichts anderes als – im besten Sinn – kontrovers.

Inhalt 01/08

Impressum	2
Vorwort der Redaktion / Vorwort der Literaturoffensive	3
KONTRO-VERS und die Literaturoffensive stellen sich vor...	5
Essay: Joachim Funke – <i>Gedächtnis: eine Liebeserklärung</i>	6
Die Redaktion rezensiert: Anne Schuster – <i>Begegnung mit einer Vergessenen</i>	7
Axel Görlach – <i>unter sonnenbäumen am grund</i>	8
Bernhard Horwatitsch – <i>Die kortikale Studie</i>	9
Stefan Heuer – <i>der himmel, eine blasse konstellation</i>	11
Kerstin Becker – <i>Wüstenfuchs</i>	12
Mario Tomašević – <i>Das Leben riecht nach Meer</i>	15
Johannes Witek – <i>Die Ameise in der Bierspur</i> Dirk Fieron – <i>der tag beginnt</i> Stefan Heuer – <i>denkmal, der alte zopf</i>	18
Knut Birkholz – <i>Entfaltung der Parabel</i>	19
Lisa Bendiek – <i>Zähne ziehen</i>	23
Anja Flügge – <i>Die Brücke Mit nackten, uferlosen Füßen</i>	25
Robert Fellner – <i>Dahlien und Asten</i>	26
Michael Zoch – <i>Forgotten world Frischfleisch</i>	28
Werner Pelzer – <i>Vergessen</i> Beate Schmalstieg – <i>auf der aschespur</i>	29
Rüdiger Saß – <i>Das Chaos</i>	30
Andreas Knapp – <i>kannste vergessen</i>	31
Katja Kulin – <i>Holland</i>	32
Ivo Theele – <i>Mittsommernacht</i>	34
Autoren der Literaturoffensive: Anette Butzmann – <i>Erlöschen</i>	35
Autoren der Literaturoffensive: Gisela Hübner – <i>augenblicke verloren</i>	36
Autoren der Literaturoffensive: Claus Probst – <i>in dunkelheit</i>	37
Autoren der Literaturoffensive: Frank Domenico Montalbano – <i>Endlosschleife</i>	38
Literaturtipp: Charles Baudelaire – <i>An eine, die vorüberging</i>	39

Die Redaktion...



Marina Bartolovic

... geboren 1982 in Offenburg. Treibt sich meistens in Heidelberg herum, wo sie Psychologie studiert. Wird wohl irgendwann klinische Psychotante, die selbst einen (hoffentlich sympathischen) Schuss hat. Liest zur Zeit am liebsten neue deutsche Literatur, schwerpunktmäßig Lyrik. Bringt an inspirierten Tagen selbst ganz gute Gedichte oder Geschichten zu Papier, an weniger inspirierten Tagen auch mal Schrott. Ihre Arbeitsdevise: Kreatives Chaos. In der Redaktion spielt sie manchmal Chefin wider Willen, wenn es sein muss.

Sven Iwertowski

... geboren 1978 in einem Dorf südlich von Hamburg. Promoviert gerade in Heidelberg in Germanistik, was ihm ermöglicht, die gesamte Rhein-Main-Neckar-Region unsicher zu machen. Hat einen gravierenden Dachschaten, bewohnt abseitige Literaturnischen, aus denen er das Alltagsleben betrachtet. Schreibt hauptsächlich Lyrik, da der Rest zu lange dauert. An schlechten Tagen zu nichts zu gebrauchen, an guten Tagen ist er der Redaktion Grobarbeiter und Motivator.



Diana Armbruster

... geboren 1984 in Heidelberg. Wohnhaft in Mannheim. Studiert derzeit Psychologie an der Universität Heidelberg mit großer Begeisterung für die Neurowissenschaften. Verschlingt Kriminalromane, sammelt zur Zeit Ideen für ein eigenes kriminalistisches Projekt... Ansonsten eher ein Neuling auf dem literarischen Parkett, ein bisschen die ordnende Kraft der Redaktion. Hatte großen Spaß von und mit dem Kontro-Vers Team zu lernen, was es bedeutet ein derartiges Projekt auf die Beine zu stellen.



Die LitOff...



Seit 1989 vereint Die Literaturoffensive Rhein-Neckar-Pfalz (LitOff) Autorinnen und Autoren aus der Metropolregion. Die Schreibenden bedienen sich vielfältiger Ausdrucksmöglichkeiten und verbinden auch andere Kunststrichtungen wie Internet-Präsentationen, bildende

Kunst, Performance, Musik und auch Kabarett mit Literatur. Ein wichtiger Aspekt der LitOff-Aktivitäten sind die Offenen Lesungen als Einladung an alle, die ihren Text einer ersten Öffentlichkeit vorstellen und Anregungen zur Weiterentwicklung erhalten wollen.

Außerdem findet man die LitOff im Radio: Einmal im Monat werden im Freien Radio Rhein Neckar literarische Lesungen, Rezensionen, Interviews u. v. m. präsentiert.

Weitere Infos: www.litoff.de

Gedächtnis: Eine Liebeserklärung

--- Joachim Funke -----

Gedächtnis: Ist das nicht das Ding, was mich permanent im Stich lässt? Ich sehe ein Gesicht und mir fällt partout nicht ein, woher ich es kenne und wie die Person heißt. Ich bekomme einen Anruf der Zahnarztshelferin, warum ich meinen vereinbarten Termin nicht eingehalten habe – Mist, vergessen! Und als ich nach drei Wochen Urlaub wieder mal Electronic Banking machen wollte und mein Passwort dafür eingeben sollte, wurde ich nach drei Fehlversuchen gesperrt...

Wie ungerecht wir sein können! Auch wenn wir uns darüber ärgern, dass uns unser Gedächtnis gelegentlich hängen lässt: Wie oft funktioniert es still und lautlos als kleiner Helfer! Ein Speicher, der nie an seine Grenzen stößt, von dem ich kein Backup machen muss, der mit kleinsten Häppchen auf die Suche nach dem großen Ganzen geht (ein Hafen in Cornwall, fing mit „C“ an – natürlich: „Charlestown“!), der die Strategie des langsamen Einkreisens schätzt (wie heißt dieses Lokal da, in Handschuhheim, mit dem Tier über dem Eingang, da wo sich Habermas und seine Freunde ab und zu einen hinter die Binde kippten, gegenüber wohnt Marie Marcks, das Tier ist glaub ich eine Ente, die im Dunklen gelblich leuchtet – ach natürlich: der „Goldene Adler“!) und der manchmal Unerwartetes hervorbringt, das man schon längst versunken glaubte. Mein Gedächtnis ist ein Universalgenie: es ist mein Dolmetscher (ick verstäh doitsch, selbst wenn es mit

bayrischem Akzent gesprochen oder valsch geschriben wird) und mein Tagebuch (Mallorca, März 2005: wie schön war es, als wir auf dem Höhenweg des Erzherzogs Ludwig Salvator zwischen Vallde-mossa und Deia im Sonnenschein wanderten und auf dem Puig des Teix mit herrlicher Aussicht Rast machten), mein Navigationsgerät (wie komme ich vom Bismarckplatz zum Bahnhof?) und meine Planungshilfe (für das Abendessen muss ich noch Brötchen besorgen). Ab und zu mache ich meinem Gedächtnis eine kleine Freude und blättere in Notizen, die ich angefertigt habe, oder sehe alte Fotoalben durch – dann freut es sich und gibt seinerseits aus dem großen Korb der Erinnerungen ein paar Details bekannt, an die ich schon länger nicht mehr gedacht hatte und die mein Gedächtnis zu einer lebendigen Aufführung bringt – selbst die Wiederholungen sind spannend, weil sie jedes Mal ein klein wenig anders gespielt werden.

Es gibt aber auch etwas Trauriges zu berichten: Verlässt mich mein Gedächtnis, geht mein Ich leider mit. Das steht von vornherein fest, das war Geschäftsgrundlage dieser Dreiecksbeziehung, mit der ich mich bislang gut arrangieren konnte. Mein Bewusstsein, mein Gedächtnis und mein Ich: Diese Dreiecksbeziehung hat sich in meinen bisher gut 50 Jahren bestens bewährt. Natürlich ist mir klar, dass auch die beste Dreiecksbeziehung eines Tages zu Ende



Prof. Dr. Joachim Funke ist Leiter der Arbeitseinheit „Allgemeine Psychologie“ am Psychologischen Institut der Universität Heidelberg.

geht. Aber noch ist es nicht soweit, wir drei pflegen eine innige Gemeinschaft und erinnern uns bei einem Gläschen Spätburgunder gerne an schöne Zeiten! Ach wie schön, dass wir so gute Freunde sind: Manches, was mein Gedächtnis weiß, steht auch in anderen Gedächtnissen, ist vielleicht kulturelles Gedächtnis; aber es gibt auch sehr viel Privates, das nur mein Gedächtnis und ich wissen, und schließlich gibt es wohl manches, das meinem Gedächtnis allein gehört, wo ich selbst gar nichts von weiß – so scheint es mir zumindest. Merkwürdig ist: Wie die ganze Sache anfang – die Beziehung zu meinem Gedächtnis ist nämlich steinalt –, weiß ich gar nicht mehr ganz genau. Es ist so, als wäre das Gedächtnis von Anfang an mein bester Freund gewesen. Aber es gibt eine Zeit davor, an die ich mich beim besten Willen nicht mehr erinnere. Die ersten zwei Jahre meines Lebens sind wohl verloren gegangen.

Mein Gedächtnis: ist mir fast die liebste unter allen meinen psychischen Funktionen – neben dem Denken und dem Fühlen, die ich beide auch sehr gerne mag. Dass ich es manchmal hasse, passt durchaus dazu. Das bringt die große Liebe manchmal mit sich und geht nicht wirklich tief. Das Schöne (und zugleich Traurige) an dieser Liebesgeschichte: Wenn mich mein Gedächtnis eines Tages verlässt (bitte, tue es nicht!), wird der Schmerz darüber von kurzer Dauer sein – vergessen ist vergessen.

Zum Autor

Prof. Dr. Joachim Funke...

... geboren 1953 in Düsseldorf-Lohausen. Von 1972 bis 1980 Studium der Psychologie, Philosophie und Germanistik an den Universitäten Düsseldorf, Basel und Trier. Diplom in Psychologie in Trier 1980 (Titel der Diplomarbeit: "Zur Beteiligung von Lern- und Gedächtnisprozessen bei komplexer Informationsverarbeitung"). Promotion zum Dr. rer.nat. am Fachbereich I der Universität Trier 1984 (Titel der Dissertation: "Komplexes Problemlösen: Kritische Bestandsaufnahme und weiterführende Perspektiven").

Habilitation an der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn 1991.

Auf der Suche nach Freiheit, Liebe...und sich selbst

--- Marina Bartolovic ---

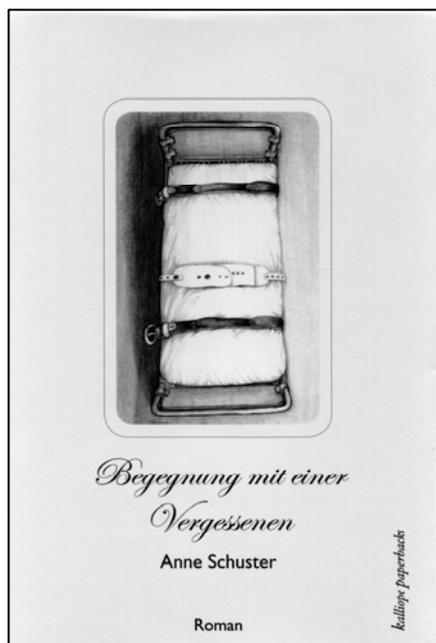
Die Männer kommen nicht gut weg im Debütroman der südafrikanischen Autorin Anne Schuster. Hauptsächlich treten sie als tyrannische Ehegatten und Väter oder als skrupellose Mörder und Vergewaltiger auf. Aber das ist verständlich, denn schließlich ist „Begegnung mit einer Vergessenen“ (Originaltitel: „Foolish Delusions“) ein Appell an die Frauen, sich gesellschaftlichen Erwartungen und Zwängen entgegenzustellen, gerade von Seiten der Männer:

Protagonistin Anna ist 56 Jahre alt, ledig, kinderlos und lebt im Kapstadt der Gegenwart. In einem Informationszentrum für Frauen stößt sie auf das Lehrbuch „Schreibe die Geschichten deines Lebens“, was sie dazu veranlasst, sich auf die Suche nach sich selbst, aber auch auf Spurensuche Ihrer Urgroßmutter Maria zu machen. Die Leben der beiden Frauen scheinen auf den ersten Blick unterschiedlicher nicht sein zu können: Anna ist Frauenrechtlerin, seit ihrer Jugend Rebellin, die sich vornehmlich in unglückliche Liebesbeziehungen zu anderen Frauen stürzt; Maria lebt im Kapstadt des frühen 19. Jahrhunderts, ist verheiratet, hat sechs Kinder und versucht zunächst, gute Ehefrau und Mutter zu sein – doch da ist schon immer die Sehnsucht nach mehr gewesen. Und diese starke Sehnsucht nach Selbstverwirklichung, nach Freiheit verbindet die beiden Frauen miteinander – so unterschiedlich ihre Leben auch erscheinen mögen. Denn trotz ihrer äußerlichen Unabhängigkeit fühlt sich Anna unfrei, rastlos, hat sich verirrt auf der Suche nach sich selbst.

Im Verlauf der „Lektionen zum autobiografischen Schreiben“ aus dem Lehrbuch deckt die Urenkelin Stück für Stück die tragische Lebensgeschichte ihrer Urahnin Maria auf. Einer Frau, die 1893 in die Irrenanstalt Valkenberg eingewiesen wird und dort auch stirbt. Was ist geschehen, warum ist sie eingewiesen worden? Hat es etwas mit dem rätselhaften Tod ihres Ehegatten zu tun? Hat es etwas mit

Marias eigenem frauenrechtlichen Engagement in einer Gesellschaft und Zeit zu tun, die von starren Konventionen durchdrungen ist? Oder hat es mit der leidenschaftlichen, gleichgeschlechtlichen Liebe zu tun, die Maria für sich entdeckt, jenseits von Ehe und Familie? Diese Fragen lassen Anna über ein

Gedanken von Maria selbst, die in der Psychiatrie die Erinnerungen an die Geschehnisse zusammensetzen versucht, die sie verdrängt hat. Ob dieser „Dialog“ bloß im Rahmen ihrer Autobiografie von Anna entwickelt wird oder ob sich eine magische Verbindung aufbaut, wobei Anna die Gedanken und Gefühle ihrer Urgroßmutter in der Gegenwart erreichen, muss offen bleiben. Die Verschmelzung der beiden Leben findet ihren Höhepunkt, als Anna für Maria deren Geschichte zu Ende erzählt.



„Begegnung mit einer Vergessenen“, gebunden, 212 Seiten, Verlag: Kalliope Paperbacks, Preis: 19.90 Euro, ISBN: 978-3-9810798-3

Jahrhundert später nicht mehr los. So kommen die beiden Frauen immer mehr in Kontakt – die Erzählebenen wechseln zwischen den Schreibversuchen von Anna, die ihre autobiografischen Übungen als Briefe an Maria formuliert, und den

Die Autorin versucht sich hier an einer nicht ganz einfachen Mischung aus Familiensaga, Autobiografie und einer Art autobiografischem Lehrbuch, da die Lektionen, die Anna durcharbeitet, im Buch abgedruckt sind – sie sollen Leserinnen dazu animieren, auch ihre eigene Geschichte zu entdecken. Dieser Versuch sprengt allerdings den Rahmen des Romans und gelingt nicht immer überzeugend – so dass zwangsläufig einige Ereignisse und Wendungen recht konstruiert wirken, manche Reflexion in Andeutungen verhaftet bleibt und nicht die gewünschte Tiefe erreicht. Auch die durchweg negative Zeichnung der männlichen Protagonisten mag an einigen Stellen dann doch überhand nehmen. Alles in allem ist Anne Schuster mit „Begegnung mit einer Vergessenen“ jedoch ein in weiten Strecken lesenswertes und fesselndes Erstlingswerk gelungen, das – obwohl in erster Linie an Frauen gerichtet – durchaus auch für Männer interessant sein dürfte. Und sei es nur, um die Frauen besser verstehen zu lernen.

Zur Autorin

Anne Schuster...

...geboren 1947 in Johannesburg. Unterrichtet kreatives Schreiben und leitet Workshops u.a. für die Summer School der Universität von Kapstadt und für das African Gender Institute. Das National Arts Council würdigte ihren Debütroman „Foolish Delusions“ (2005) mit einer finanziellen Unterstützung. Anne Schuster lebt in Kapstadt.



unter sonnenbäumen

--- Axel Görlach-----

wer hat die sonnen
bäume ausgeblasen
was liegen wir hier
ungeniert und frei
das laue meer
bis zum hals

schimmerlos

treibt ein traum vorbei
schmilzt zwischen
unseren unscharfen zehen
wir kauen öl
und lächeln

schwimmhäute wachsen
uns über das auge
kiemen spalten
den kopf die gedanken
federn verglasen
und sinken

wir erinnern uns nicht
wir richten uns ein
wir wiegen uns
unter die spiegel
vielleicht kommen wir
so niemals vorwärts
wäre schön

wenn alles besser
bleibt

Zum Autor

Axel Görlach...

.. geboren 1966, Wohnort: Nürnberg, Studium der Pädagogik und Studium der Philosophie und Neueren Deutschen Literaturgeschichte an der Universität Erlangen Nürnberg und der Fern-Universität Hagen, Beruf: Lehrer für Jugendliche nichtdeutscher Herkunftssprache. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. Lesungen im Raum Nürnberg.

am grund

--- Axel Görlach-----

unter türmen aus stein
erdaltertief im
zweilicht der schlucht

legst du das ohr an die
armdicke wurzel
mooswangenweich

tanzen schemen
an der waldhöhlenwand
steht von jeher alles

gedeutet was du vergaßt
raunt unter rinden
die uralten lieder

so bleibst du

dem tau anvertraut
nebeldurchwebt
mit deiner kindheit
märchen

Die Studie betreffend sei alles in seinem Gehirn, sei alles in seinem Ich verzweigt, verankert. Man müsse ihn im Todesfalle nur aufschneiden, das Gehirn aufklappen wie ein Buch, um die gesamte Studie vor sich zu haben. Natürlich habe er sich den Gedanken ans Aufschreiben auch schon gestellt. Alles in Worte zu fassen sei ja verführerisch. Oft, panisch, habe er daran gedacht. Das könne man jedoch alles ungleich besser in seinem Kopf direkt entziffern und beweisen. Sein Leben, sein Gehirn sei ja im Grunde ein Buch im Druck, limitierte Ausgabe versteht sich.

Das Buch sei ja, wenn man das Gehirn auffältele, nicht gerade dünn. Die Seiten, Dünndruck, und für die Buchstaben reiche kein Vergrößerungsglas mehr aus, auch kein einfaches Mikroskop, sondern nur noch das Elektronenmikroskop und eine Färbungsmethode. Seine Studie über den Irrsinn könne also nur und ausschließlich mit Hilfe spezieller Methoden der Elektronen-fotografie gelesen werden. Wie man eine DNA-Sequenz entschlüssele, so entschlüssele man seine Studie. Es sei vollkommener Unsinn, das dann aufschreiben zu wollen. Das Papier mache, wie er einmal jemanden sagen hörte, alles lächerlich. Nur noch eine schwarze Fläche sei auf dem Papier erkennbar, verstehen Sie, sagte Gottmann. Das sei ja vollkommener Blödsinn. Also sei seine Studie über den Irrsinn ausschließlich im Kopffinnern zu lesen. Man müsse eben auf seinen Tod warten. Geduld, das wisse er, sagte Gottmann, sei eine aussterbende Tugend. Immer weniger Menschen seien geduldig, alles solle gleich aufgeschrieben und damit lächerlich gemacht werden. Und sei es nicht gleich aufschreibbar und nicht gleich lächerlich, so bringe man sich um. Gerade die Selbstmörder hätten, sagte Gott-



Die kortikale Studie

--- Bernhard Horwatitsch -----

mann, keinerlei Geduld mehr. Man könne aber lange auf seinen Selbstmord warten, sagte Gottmann.

Vor der Demenz fürchte er sich wie vor dem Bücherfraß. Jedes Anzeichen von Gedächtnisschwäche mache ihn panisch. Und es sei eine humanitätsverduselte Gesellschaft, die dem Arzt verbiete, das Gehirn aufzuklappen, noch bevor die Demenz alles zerstört habe. Er wisse genau, diese Gesellschaft lasse es tatsächlich zu, dass die Demenz seine Studie vollständig zerstöre. Ehe man ein noch halbwegs intaktes Gehirn eines Lebenden öffne, also ehe man noch sein

eigenes Gehirn öffne, öffne man ein vollständig zerstörtes Gehirn, weil man nur das Gehirn eines Toten öffnen wolle.

Aber dann könne man bestenfalls noch Lächerlichkeiten und Absurditäten in diesem Gehirn finden, wenn überhaupt noch irgendetwas Lesbares. Ein so von der Demenz zerstörtes, totes Gehirn sei niemandem dienlich. Jede Gewebsanalyse sei dann pure Dummheit, offenbare nichts. Daher achte er auf alle Symptome, welche die Demenz ankündigen könnten.

Aber was nützt es ihm? Ein einmaliges Vergessen mache ja keine Demenz. Aber schon ein geringeres Fortschreiten der Demenz könne dazu führen, dass im Zuge des veränderten Gehirns kein notwendiges Handeln mehr folge. Und dann sei es nur noch eine Gnade der Demenz, dass ihm auch seine Studie nichts mehr bedeute. Plötzlich sei sein Buch verloren! Und plötzlich sei ihm das auch noch egal! Der größte wissenschaftliche Schatz sei, dass auch darüber ganze Kapitel in seinem besonderen Buch stünden. Er solle, sagte Gottmann, rate man ihm immer wieder, wenigstens Auszüge aus seinem Buch schriftlich festhalten. Wenigstens Auszüge, um zu retten, was zu retten sei.

Zum Autor

Bernhard Horwatitsch...

... 1964 in München geboren. Dozent für kreatives Schreiben unter anderem an der Münchner Volkshochschule.

Letzte Buchveröffentlichung: "Anleitungen zum Scheitern" (Wittaverlag), sowie "Wie das Streicheln eines Körpers" (Tenea-Verlag). Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften. Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller Ver.di (VS), 2. Vorsitzender der Regionalgruppe München Oberbayern. Mitherausgeber und Redakteur der Literaturzeitschrift „Klivoskante“. Mit-herausgeber des VS-Periodikums "kleine VS-Post".

Der Zusammenhang seines Buches sei jedoch ein bedingungsloser Zusammenhang. Schon ein einziges fehlendes Gen könne zum Zusammenbruch des Lebens führen! Ein fehlender Gedanke, ein fehlender Verweis auf ein anderes, alles erhellendes Kapitel! Verstehen Sie! Alles dunkel, schrie Gottmann. Und seine Studie sei zerstört. Für immer! Unwiderruflich. Solche Auszüge glichen doch den Aufzeichnungen Schwachsinniger oder eben Geisteskranker. Seine Studie beschäftige sich aber gerade mit Schwachsinn und Geisteskrankheit. Alles, den Irrsinn Betreffende! Daher verstehe man den Irrsinnigen ja nicht, weil er das, was er zu sagen hat, immer nur in Auszügen sagt. Schriebe ich also Auszüge aus meinem Buch, hielten mich alle selbst für irrsinnig und meine Studie über den Irrsinn wäre restlos entwertet.

Niemand würde mein Gehirn noch aufklappen wollen, um darin dann Schwachsinniges zu lesen. Auszüge, schriftlich? Das käme der Demenz gleich. Die Methodik, sowie alle Ableitungen der Methodik, seien im Grunde komplett neuronal verzeichnet. Ein Kosmos an Wissen habe in so einem Gehirn Platz. In zwei Pfund Gewebe passe das gesamte Universum. Allein diese Aussage mache doch in ihrer Irrsinnigkeit alles zunichte.

Und das Aufschreiben, das Extrahieren all dessen, was in seinem Kopf, in dem grauen Gewebe seines Gehirns verzeichnet sei, ruinierte letztlich alles. Mehr und mehr werde aufgeschrieben, und damit zunichte gemacht. Mehr und mehr werde der Irrsinn vorherrschend, indem man Wissen extrahiere. Willkürliches und zusammenhangloses Wissen werde ständig veröffentlicht, ein Universum in Fetzen, ein Puzzle, ein Scherbenhaufen. Das Universum sei dem Menschen nichts weiter, als ein totaler Irrsinn, sagte Gottmann. Indem man aus der Totalität immer wieder winzige Stückchen herausbreche, könne man die Totalität nicht begreifen. Das sei Irrsinn. Er könne damit nicht dienen, verweigere sich, gerade seine Studie über den Irrsinn betreffend, dem Irrsinn. Sonst hätte seine Studie nun wirklich keinen Sinn mehr.

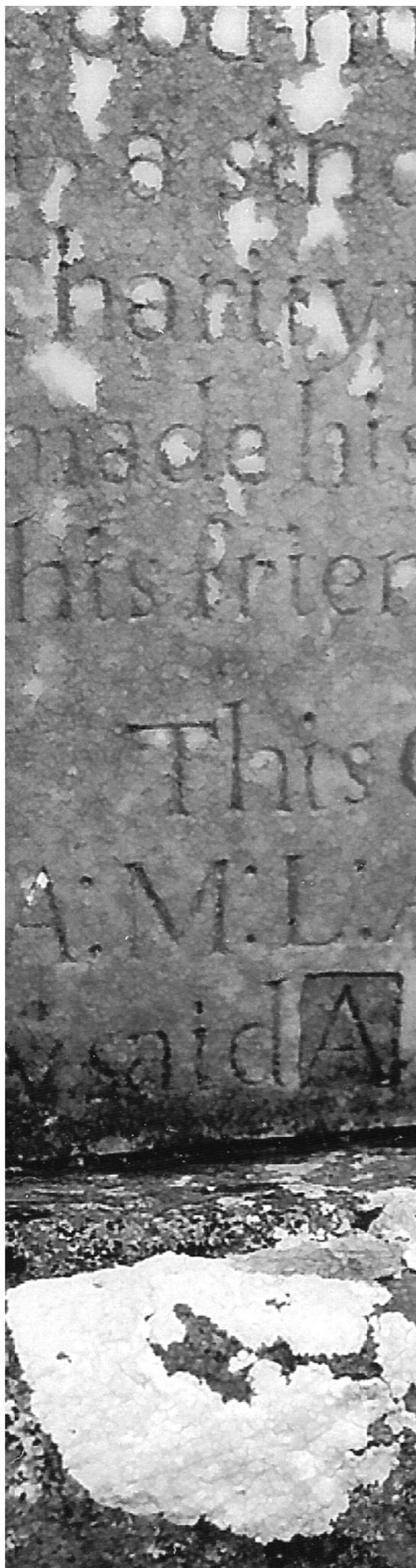
*Ein Kosmos an Wissen
habe in so einem
Gehirn Platz.
In zwei Pfund Gewebe
passe das
gesamte Universum.*

Aber über keinen Sinn habe er ja nicht wenige, umfassende Arbeiten im Kopf. Über die Sinnlosigkeit trüge er eine Arbeit neben der anderen in sich, in die Nerven eingestanz. Da er seine Studie komplett und damit total im Kortex verzeichnet habe, wäre jede Herangehensweise an seine Studie letztendlich irrsinnig. Ja selbst das Elektronenmikroskop, die Elektronenphotografie, sei irrsinnig, seine Studie betreffend, denn auch sie könne ja die gesamte Studie nicht auf einmal sichtbar machen. Aber genau dies sei die Grundbedingung, um seine Studie zu begreifen. So sei er gerade in seiner Arbeit über die Sinnlosigkeit in ihrer gesamten Sinnlosigkeit herangegangen. Bis zur Unbegreifbarkeit, bis zur Willenlosigkeit führte seine Auseinandersetzung mit der Sinnlosigkeit. Dies sei nur im Zusammenhang mit der gesamten Studie, in ihrer Totalität, begreifbar. Die Sinnlosigkeit habe seine Studie äußerst gefährdet. Hier habe seine Studie die höchste Stufe ihrer Feinheit erklommen und die höchste Stufe ihrer Gefährdung, einer Gefährdung die in ihr selbst, der Studie, läge, ihr zu Grunde läge. Denn

ob man sich mit der Sinnlosigkeit, dem Schwachsinn, dem vollständig Schizophrenen beschäftige, alles den Irrsinn betreffende studiere, es sei stets und fortdauernd die Materie selbst, die alles zerstören wolle. So wie die Materie

grundsätzlich zu ihrer eigenen Zerstörung neige, neige auch die Studie fortdauernd zu ihrer eigenen Zerstörung. Sie aufzuschreiben, hieße, sie zu zerstören, sie im Gehirn lesen zu wollen, hieße, sie zu zerstören, schon jetzt, indem er darüber rede, würde er spüren, wie die Studie sich zerstöre, schon jetzt nicht mehr vollständig begreifbar sei, weil schon jetzt zu viel gesagt worden sei, die Studie betreffend. Die Methode sei ja gerade, sich in vollkommenes Schweigen zu hüllen, wie das Universum.

Das Gehirn sei, sagte Gottmann, ein vollkommen in sich geschlossener Raum. Als sei es umgestülpt, erkenne der naive Betrachter dies nicht. Das Gehirn erscheine dem naiven Betrachter an jeder Stelle gleich und offen und komme dem Betrachter homogen vor.





Das Gehirn sei jedoch weder an jeder Stelle gleich, noch sei es homogen, die Studie betreffend. Es sei unsinnig, irrsinnig, von etwas außerhalb des Gehirns die Studie betreffend, zu reden. Es sei vollkommen grotesk, in einen Buchladen zu gehen und dort von seiner Studie zu lesen, etwas seine Studie Betreffendes zu lesen, wo doch seine Studie vollständig im Gehirn sei und nichts außerhalb. Definitiv nichts. Nichts außerhalb! Alles umgekehrt, schrie Gottmann. Verstehen Sie! Es sei, Gottmann wieder leiser, fast nicht mehr hörbar, es sei in seinem Gehirn alles anders herum, verdreht, also sei alles außerhalb seines Gehirns gleichzeitig wieder innerhalb seines Gehirns und alles innerhalb seines Gehirns außerhalb.

Folglich sei seine Studie außerhalb und das Unverständnis gegen seine Studie innerhalb seines Gehirns. Er selbst sei es, der seine eigene Studie nicht begreife.

Er selbst sei es, der dem Nichts entkommen wolle, das außerhalb seines Gehirns sei und nur deshalb außerhalb seines Gehirns sei, weil er das, was innerhalb war, hinausgeschoben habe! Als habe er keine schützende Kopfhaut mehr, so Gottmann. Als habe man ihn regelrecht skalpiert und jetzt seien seine Nerven wie offene, nicht isolierte Stromleitungen. Jederzeit könne es zum Kurzschluss kommen, so Gottmann. Jederzeit könne es hier, Gottmann zeigt auf seinen Kopf, hier zum Eklat kommen. Denn alles, so Gottmann mit blitzenden Augen, denn alles fände hier drinnen statt.

der himmel, eine blasse konstellation

---Stefan Heuer-----

und aus dem schlaf der himmel, hart und blau,
und aus dem fabrikator müde augen, getragen
von müden füßen / der nachtfang in gleicher

landschaft, auf der mole ein tropfen, die gischt,
die worte wechseln nach sonne und schatten,
und – gegengeräusche, rückfall in eine zeit ohne

wörter, ohne unbekannte größen: der rauch,
der sich die luft mit dem nebel teilt, eine blasse
konstellation, in der sich die fährte verliert

Zum Autor

Stefan Heuer...

... geb. 1971 in Großburgwedel, lebt und arbeitet in Burgdorf bei Hannover. Veröffentlichung von Lyrik, Prosa, experimentellen Kurzdramen, Rezensionen und Grafik in zahlreichen

Literaturmagazinen und Anthologien. Daneben mehrere Einzepublikationen (neu: „honig im mund - galle im herzen“, Lyrikedition 2000, 2007) sowie Songtexte. Lyrik-Redakteur des Titel-Magazins, regelmäßiges Literaturradio, Lesungen. Mitherausgeber des Literaturmagazins LiMa (Bundesverband junger Autoren) und Preisträger beim Großen Lyrikwettbewerb des C.H. Beck Verlags 2005.

Wüstenfuchs

--- Kerstin Becker ---



I. Es knackte als bräche ein Fingerknochen. Alexander atmete auf, die Tür war im Schloss. Er drängte sich durch die ihm entgegenschwappende Menschenmenge. Die Blicke hatten den Ausdruck Blinder. In den Häusern klebten Menschen wie Fliegen an Bildschirmen oder einander. Synthetische Düfte kopulierten mit beißenden Abgasen und die Geräusche stachen sich gegenseitig aus. Alexander versuchte, seinen Herzschlag auszumachen. Es gelang ihm nicht. Er seufzte. Lächelte. Er würde der Stadt wieder einmal den Rücken kehren. Das Geschwätz der Leute hinter sich lassen, den hohlen Lärm. Nach dem Start polierte der Himmel durch das Fensterrund seine Gedanken. Seine Sitznachbarn hüllten ihn in einen Schwall kehliger Laute. Zwei Marrakschi auf dem Weg nach Hause. Er lauschte der Melodie der hin und her fliegenden Sätze und atmete bald in ruhigen Zügen.

II.

Die Luft vor dem Flughafen fieberte. Er betrachtete kurz die altersschwachen Palmen und ließ sich vom erstbesten Taxi chauffieren. Am Djemaa el Fna stieg er aus und erkannte alles gleich wieder. Das organische Bukett von Staub, Orangen, Minze und Vieh schlug ihm entgegen. Als Frauen verkleidete Männer schwangen die Hüften zu

den immer schneller werdenden Taras. Einer stürzte zu Boden und zuckte, bis zwei Männer ihn wegtrugen. Sie rezitierten synchron irgendetwas aus dem Koran. Alte zogen mit tanzenden Flöten Schlangen aus ihren Körben. Touristen glotzten entzückt und schossen Fotos. Sein Hotelzimmer lag direkt über dem Platz. Der Dampf aus Pfannen und riesigen Töpfen kleidete es mit einem scharfen Gewürzgeruch aus. Der zerklüftete Mond steckte rot auf dem Atlasgebirge. Die Berge hätten ebenso gut Wolken sein können.

III.

Ein alter Saharaoui betrat das Café und bestellte Tee. Er musterte Alexander, setzte sich zu ihm und ließ die klebrige Kanne langsam auf und ab steigen. Nach dem dritten Glas Schweigen vermischte er Englisch, Französisch mit dem Dialekt der Nomaden.

Er gestikuliert, als male er ein riesiges Bild. Seine Augen platzten auf beim Beschreiben der Wüste, wurden schwarze Risse beim Blick zurück in Sandstürme. Von seinen Kamelen sprach er mit der Rührung eines Verliebten, ahmte schnalzend den süßen Geschmack frischer Stutenmilch nach. Schließlich legte er seine Hand in die Hand Alexanders.

Ana Moulay Said. Demain, inshaallah, two weeks in sahara,

Zur Autorin

Kerstin Becker...

... geboren 1969. Schriftsetzerin, Friedhofsgärtnerin, Kellnerin, seit 2000 freie Autorin. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien, Kunst u. Literaturzeitschriften: Matrix, Dulzinea, Ostragehege, Zeichen & Wunder, Poet[mag], Krautgarten, Federwelt, Spatien u.v.a., diverse Preise, zuletzt: 1. Preis des FDA Hamburg. Lyrik & Geschichten für Kinder: zahlreiche regelmäßige Veröffentlichungen. 2003 eigene Reihe „Storylino“ in D, F und I. Kinderbuch: „Der wilde Löwe Samosai“ erschienen 2005 bei Persbuech Verlag Österreich.



r'mla, riah, musica, ana wa antal
Safi?

IV.

In der Nacht flatterten Gesänge durch Alexanders Schlaf, deren Ende war immer auch deren Anfang, bis ihn das herzerreißende Geschrei eines Esels aufschreckte. Sein T-Shirt klebte wie eine zweite Haut. Die Mosaiken des schiefen Zimmers tupften ihn wach. Moulay Said lehnte an der Mauer des Innenhofes und beobachtete das Zimmermädchen. Es säte Wassertropfen aus. Moulay Said war mit drei Schritten bei Alexander und zog ihn mit sich. Zwischen Wasser- und Urinrinsalen liefen sie durch die Medina, an deren Rand ein rostiger

Bus Richtung Sahara wartete.

V.

Die Leute hielten abgeschnittene Wasserflaschen fest, um sich in den Bergen zu übergeben. Orangenschalen steckten in Nasenlöchern. Gebete wurden gemurmelt. Bald klebte Erbrochenes an der trüben Außenhaut seines Fensters. Der Bus leerte sich bei jedem Halt, als blute er aus. Ein Mann sang. In der Nacht hielt der Bus an einem der Abhänge. Die Stille bildete Bläschen in Alexander, prickelte. Ziegenfleisch, heißes Fladenbrot. Nomaden schwammen im Schein der Feuer. Er erwachte in Ouarzazate. Moulay Said schob ihn in ein aus den Nähten platzendes Taxi. Am

Fuß der Berge ragten Autos aus dem Geröll, Knochen. Herabgestürzte Steine versperrten den Weg. Als sie die Straße über ein Geröllfeld verließen, blühte Moulay Said auf.

Das Couscous in Moulay Suids Haus dampfte wie ein erschöpftes Tier. Moulay Said riss das Fleisch in Stücke und gab jedem davon. Nur eine Nacht trennte Alexander noch von der Stille, in die er für kurze Zeit eintauchen wollte.

VI.

Ihre zwei Dromedare schaukelten durch die Dünen davon. Moulay Said hatte sich den Strick um die Hüften gelegt. Seine Schritte glichen Atemzügen. Die Wüste lag ausgestreckt vor Alexander. Sein Herz klopfte, als hätte sich eine schöne Unbekannte vor ihm ausgezogen. Die sandfarbene Weite war ein Magnet, der ihn nach allen Seiten gleichzeitig zog. Verschlungene Felsformationen wirkten wie riesige Finger und Körper. Wie etwas Lebendiges, das still steht und alles beobachtet. Sie passierten eine Handvoll Häuser, die bis zum Bauch im Sand steckten. Der Boden wurde knöchern. Skelette ragten bleich aus der Ebene. Der Horizont entfernte sich. Das Flackern ringsum war eine Mutation aus Feuer und Luft, bis der Abend heilend aus den Ritzen kroch. Die Kamele brüllten, während sie sich hinlegten. Moulay Said sprach besänftigend auf sie ein. Alexander trank gierig, stopfte sich Brot und Datteln in den Mund. Hotel thousand stars!, flüsterte Moulay Said und zeigte zum Himmel. Seine Zähne schimmerten. Sämtliche Sterne brannten wie Eis.



Die Stille vibrierte. Alexander schauderte. Die Wüste schob ihn tief in sein Inneres.

Wohin führten ihn seine Reisen. In wessen Arme Leidenschaft. Was wollte er, was hatte er zu bedeuten. Er schmeckte Eisen, seine Unterlippe war blutig gebissen. Moulay Said befreite vorsichtig seine Laute aus Tüchern und begann zu spielen. Die Kamele standen reglos mit zusammengebundenen Vorderläufen. Die Wimpern verklebt. Ein Skorpion krabbelte über Alexanders Bein. Er sprang auf und lachte mit hysterischer Stimme.

VII.

Die Tage rieselten durch seinen Kopf, wie die Oberfläche des Sandes vom Wind fortgeschleppt wurde. Durst, die pelzige Ratte, nagte in seinem Schlund. Dürre Bäume und Dornengestrüpp schwebten über dem Boden. Seine Augen glichen Flusslandschaften. Äderchen platzten, bluteten filigrane Rinnsale. Alexander fühlte sich einbalsamiert von der mineralischen Landschaft. Er lauschte dem leisen Pochen des Blutes in seinen Ohren.

Er zählte die Tage nicht mehr, oder die Schritte. Einmal drehte eine Windhose Sand in den Himmel. Ein Schrei riss kurz an der Stille und verwandelte sich in ein Wimmern. Moulay Said stürzte zur einzigen Palmengruppe. Er hielt eine rostige Falle hoch und einen jungen Wüstenfuchs. Sein Bein stand ab in die falsche Richtung. Moulay Said lachte. Das spitze Gesicht grinste vor Angst. Alexander konnte die Augen nicht von den Augen des zappelnden Tieres lassen. Ein Schnitt und das Feuer, das Fell abziehen, den Fuchs ausnehmen. Die Därme für die Schakale. Das letzte Salz, das Tier aufspießen, drehen.

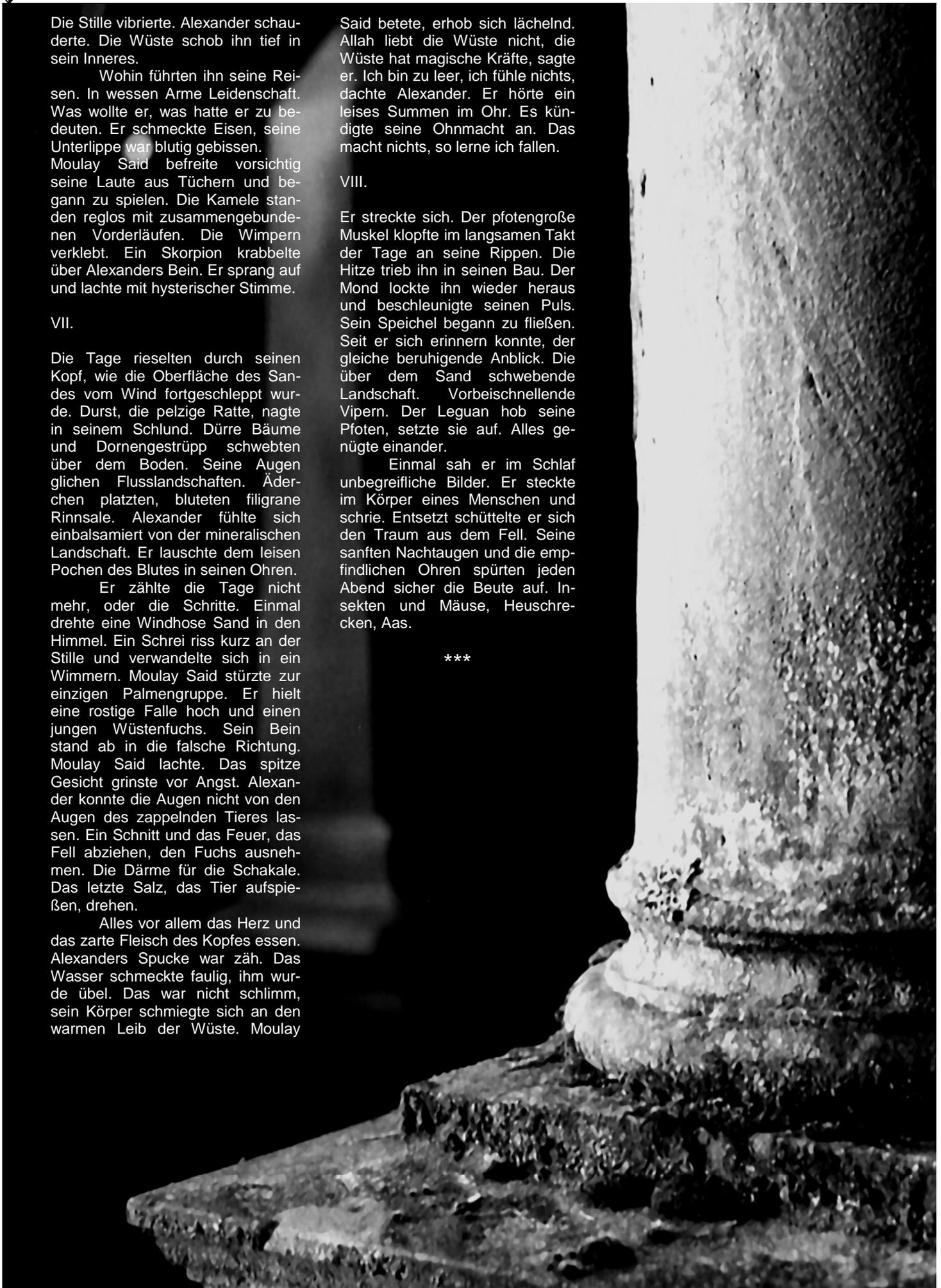
Alles vor allem das Herz und das zarte Fleisch des Kopfes essen. Alexanders Spucke war zäh. Das Wasser schmeckte faulig, ihm wurde übel. Das war nicht schlimm, sein Körper schmiegte sich an den warmen Leib der Wüste. Moulay

Said betete, erhob sich lächelnd. Allah liebt die Wüste nicht, die Wüste hat magische Kräfte, sagte er. Ich bin zu leer, ich fühle nichts, dachte Alexander. Er hörte ein leises Summen im Ohr. Es kündigte seine Ohnmacht an. Das macht nichts, so lerne ich fallen.

VIII.

Er streckte sich. Der pfotengroße Muskel klopfte im langsamen Takt der Tage an seine Rippen. Die Hitze trieb ihn in seinen Bau. Der Mond lockte ihn wieder heraus und beschleunigte seinen Puls. Sein Speichel begann zu fließen. Seit er sich erinnern konnte, der gleiche beruhigende Anblick. Die über dem Sand schwebende Landschaft. Vorbeischnellende Vipern. Der Leguan hob seine Pfoten, setzte sie auf. Alles genügte einander.

Einmal sah er im Schlaf unbegreifliche Bilder. Er steckte im Körper eines Menschen und schrie. Entsetzt schüttelte er sich den Traum aus dem Fell. Seine sanften Nachtaugen und die empfindlichen Ohren spürten jeden Abend sicher die Beute auf. Insekten und Mäuse, Heuschrecken, Aas.



Das Leben riecht nach Meer

--- Mario Tomašegović-----



Wir zogen uns ständig wegen unserer Teams auf. Er neckte mich oft mit seinem Lieblingsspruch: Ihr seid zwar die Hauptstädter, aber in eurem Inneren bleibt ihr Schweinehirten. Und genauso rustikal spielt euer Team Fußball. Ich schob einen Wimpel von Hajduk in seine linke Brusttasche und legte zwei silberne römische Münzen mit dem Konterfei von Julius Cäsar, die ich beim Aus-

engel. Am Abend nur Routinearbeiten. Leichensäcke säubern, Waffen reinigen, vor dem Geschrei der Verwundeten fliehen. Der Tag hinter mir voller Grauen, die Nacht vor mir die Hölle. Goran schloss die ‚Wahrheit‘, nahm einen Zug aus der Schnapsflasche. Er starrte auf sein verzerrtes Spiegelbild in dem grünen Glas und flüsterte: „Wenn ich rede, sterbe ich. Wenn ich schwei-

Das Leben stinkt nach Tod‘ schrieb Goran als ersten Satz in sein Tagebuch. VERITAS - Wahrheit taufte er das Diarium mit großen gotischen Lettern. Mit den Fingerkuppen strich er über das Blatt. Er legte den Füllfederhalter, auf dem die Initialen GT seines Vaters in goldener Schrift eingraviert waren, auf den knorrigen Tisch. Er griff zu einer gläsernen Sanduhr und drehte sie auf den Kopf. Fünfzehn Minuten blieben ihm, bis die rote Sonne aufging.

Er nahm einen Schluck Slibowitz und würgte zwei giftgrüne Ecstasy-pillen hinunter, auf denen das Gesicht von Micky Maus lachte. Er schrieb weiter: In der Nacht erlagen fünf Kameraden ihren Verletzungen. Ich hatte ab vier Uhr Früh Sanitätsdienst und musste die Toten in olivgrüne, süßlich stinkende Leichensäcke packen. Sie starben einen dreckigen Tod, in einem dreckigen Bett, für dreckige Saubermänner. Keiner war älter als vierundzwanzig Jahre. Der Jüngste war seit einem Monat neunzehn und hieß Nikola. Er hatte ein kindliches, mit Pickeln übersätes Gesicht, abstehende Ohren und dunkle, unruhig wandernde Augen. Als ich seinen Leichnam in den Sack legte, sah er aus wie ein glücklicher Junge. Er war ein Fan von Hajduk Split.

heben von Schützengräben gefunden hatte, auf seine Augen. Der Fährmann Charon sollte ihn sicher über den Styx befördern.

Mittags verteilte ich Essen und Getränke im Flüchtlingslager. Bis dahin kam ich ohne Pillen durch den Tag. Die fragenden und flehenden Blicke der Kinder trieben mich nachmittags in die Arme der Feuer-

ge, sterbe ich. Also rede ich und sterbe.“

Er schlug SPES - die Hoffnung auf. Sein zweites Tagebuch. Sein Schrei gegen die Wahrheit. Seine Flucht vor der roten Sonne. Sein Licht am Ende des Tunnels, das nur ein Widerschein der Hölle war.

„Das Leben riecht nach Meer‘ lauteten die ersten Worte. Er zog ein vergilbtes Foto aus der Jackentasche, auf dem ein Segelschiff am Horizont auf glitzernden Wellen tanzte. Im Vordergrund stand eine Frau vor einer Aphroditestatue. Sie lachte und winkte mit der rechten Hand. Ihr Haar: eine ungezähmte, schwarze Mähne. Ihre Augen: dunkel, voller Träume. Ihr Körper: schlank, mit geraden Schultern, schmalen Hüften und einem vollen Busen. So erhob sie sich aus dem Schaum des Meeres. Seine Anna.

Mein Dorf in den Hügeln über dem Meer, schrieb Goran weiter. Mein Haus, mein Land, mein Leben, meine Liebe. Die versteckte Bucht und der einsame Mandelbaum, unter dem ich Anna küsste. Mandeln auf ihrem Mund, ihren Brüsten, ihrer Scham. Annas Geruch betörend in der Luft. Annas

Zum Autor

Mario Tomašegović...

... geboren 1969, studierte Kommunikationswissenschaften in München und war als Redakteur bei Premiere und beim DSF tätig. Er schreibt Kurzgeschichten und Erzählungen während des Studiums und Berufs, basierend auf Kriegserfahrungen im ehemaligen Jugoslawien. Medienberater. Preisträger des Hugendubel-Kurzkrimiwettbewerbs 2005, Debütpreisgewinner Poetenladen im Oktober 2005, Preisträger des Ladykillers Kurzkrimiwettbewerbs 2006.



Geschmack berauschend auf meiner Zunge. Wilde Küsse, zärtliche Berührungen, Liebesschwüre, zukende Körper.

Meine ungeborenen Kinder in Annas ewigen Augen. In diesen Momenten küsste der Himmel meine Erde, küsste sie im Schatten des Mandelbaums. In diesen Momenten flüsterte das Meer zu mir, versprach eine Woge zur Insel des Lichts. Goran unterstrich Annas Namen, hielt die Nase an das Papier und atmete tief ein. Er atmete das Meer seines Dorfes, atmete das Meer zwischen Annas Schenkeln.

Ein gieriger, wütender Wind mit Böen wie Prankenhiebe eines Bären kam auf, hämmerte wild gegen das Fenster und schleuderte Goran in die Wahrheit zurück. Die Sandkörner rieselten und schlugen wie Felsbrocken gegen das Vergessen. Eine weitere giftgrüne Pille schoss ihn durch einen Tunnel der Zeit. Seine Hand machte sich selbständig und gehorchte dem Befehl der roten Sonne. ‚PROMETHEUS‘ schrieb sie in zeigefingergroßen Druckbuchstaben. ‚PROMETHEUS‘ wiederholte sie, schreit vor unsäglichen Schmerzen. Ein majestätischer, braungefiederter Adler gräbt die Krallen in sein Fleisch, stößt den Schnabel in Prometheus rechte Seite. Er stößt immer wieder zu und hackt ein Stück nach dem anderen aus seiner Leber. Prometheus steht nackt, in Ketten gelegt, auf dem kargen Felsen. Blut fließt seinen Bauch hinab, vermischt sich mit zähflüssiger Galle und tropft klatschend auf das Gestein. Prometheus' Beine knicken ein, er taumelt,

stürzt und eine schwarze Binde legt sich um seine Gedanken.

‚Ich bin Prometheus‘ schrieb Goran auf eine neue Seite. Mein Adler die rote Sonne, meine Leber das Leben, meine Ketten die Erinnerung. Ich bin ein Gespenst, das dem Geist von Millionen entsprungen ist. Sie drückten mir ein geweihtes Gewehr in die Hand und der Priester sprach Gottes Worte. Ich

*Ein gieriger, wütender
Wind mit Böen wie
Prankenhiebe
eines Bären kam auf,
hämmerte wild gegen das
Fenster und
schleuderte Goran in die
Wahrheit zurück.*

schoss wie keiner vor oder nach mir. Ich traf jedes Ziel, aus jeder Entfernung, aus jeder Lage. Ich folgte den blinden Parolen, bejubelte die Fahnenweihen des Teufels, träumte von den Feldern der Ehre. Ich leistete Lippenbekenntnisse, plapperte eine gelernte Lüge nach. Ich erkannte nicht, dass eine Lüge der Wahrheit zum Verwechseln ähnlich wird, wenn man sie oft genug wiederholt. Jugend giert nach Wahrheit. Und ich war jung und gierig.

Für jeden Mann kommt der Tag, an dem nichts mehr so ist, wie es einmal war. Für mich war es der 23. Dezember 1991. Um 4.35 Uhr

kam ich an die Front. Das feuchte Land dampfte Nebelschleier aus. Der saure Geruch von Schweiß und Angst brannte in der Nase. Helden-galerien marschierten auf. Patroklos zu meiner linken, Paris zur Rechten, Hektor in meinem Rücken und Achilles schritt voran. In alten Fiat-Lastwagen, von denen der blaue Lack abbröckelte, fuhren wir ins Hinterland. Jeweils fünfundzwanzig Mann zusammengepfercht in einem Laster. Eine Horde abgemagerter Hunde lief uns bellend hinterher, als könnten sie den Tod wittern. Wir warfen ihnen faulige Speckstücke zu. Sie fielen gierig darüber her und blieben zurück.

Einige Soldaten spielten Poker um Opatija-Zigaretten und die Slibowitzration der Männer, die nicht von den Feldern zurückkehren sollten. Neben mir saß Vlado. Er war seit den ersten Gefechten an der Front. Sein Gesicht durchzogen dicke, tiefe, furchige Falten. Seine blauen Augen waren leblos, matt und ausgewaschen.

„Heute ist ein Tag für Helden“, sprach ich ihn an. „Mist“, antwortete er, ohne mich anzusehen. „Heute stellen wir uns dem Schicksal“, fuhr ich fort. „Junge, das Leben ist beschissen. Und irgendwann ist man tot“, erwiderte er und sah mich mitleidig an. „Aber die Felder der Ehre, das Vaterland ...“, „Junge, die Hölle ist ein Ort hinter diesem Wasser“, unterbrach er mich und zeigte auf einen schlammigen Fluss, der sich in Schlangenlinien durch das Tal wand und in einem dichten Fichtenwald verschwand. Ich schwieg.

Der schwere Helm drückte hart gegen meine pochenden Schläfen. Die Erde unter mir war schwarz und nass und weich und tief. Die Luft war erfüllt vom Pfeifen der Sprenggranaten, vom Peitschen der Kugeln, vom Dröhnen der Raketenwerfer. Mein Finger zitterte am glühenden Abzug. Mein Auge folgte einem Schatten, sein Kopf im Fadenkreuz meines Zielfernrohrs.

„Felder der Ehre, Vaterland, Felder der Ehre, Vaterland“, zischte ich und grub meinen Mund in den Schlamm und schluckte Brocken von dem Erdreich. Ich schwitzte. Ich fror. Eine eiserne Kette legte sich um meinen Hals, zog sich zusammen und schnitt mir die Luft ab. Mir schwindelte. Ich ließ das Gewehr fallen und wälzte mich im Morast. Ich kauerte mich wie ein verwundetes Tier auf dem Boden und hielt Anna in den Armen.

„Junge, Gott hat uns beschissen“, riss eine Stimme mich von Annas Wärme. Vlado kniete neben mir und reichte mir die Hand. „Das Leben hat uns den Krieg erklärt, und wir müssen uns wehren“,



fuhr er fort und half mir auf. Seine blauen Augen waren warm und weich.

Ein neuer Tag brach an. Mein Finger glühte am kalten Abzug. Ein neuer Schatten tauchte hinter den Bäumen auf. Er robbte durch den Schlamm, versteckte sich hinter einem Felsbrocken und lief zum Fluss. Ich entzündete meinen Scheiterhaufen. Der Schatten taumelte. Er griff sich an die Brust, stürzte, zuckte und blieb regungslos liegen. Eine rote Sonne wuchs auf seiner Jacke. Ein höhnisches Lachen schallte über die Felder. Ich stopfte mir Schlamm in die Ohren, drückte sie mit den Händen zu und stammelte: „Tod, du Verführer, dein Hochmut gebührt dir nicht.“

Ich bin ein Schattenmensch. Ich tötete. Ich mischte Blut in Ströme von Tränen. Ein Friedhof der Namenlosen legte sich über die Felder der Ehre. Über ihnen wanderte die rote Sonne und grub ihre Strahlen in meinen Hochmut. Es folgten neue Tage, neue Schatten. Unsere Blicke trafen sich. Ich sah sie am saphirblauen Fluss stehen. Ihre Anna in den Armen. Lachend, scherzend, stöhnend, mit ihren ungeborenen Kindern in den Augen.

Goran schlug die ‚Wahrheit‘ zu und schleuderte sie gegen die Wand. Er nahm die Slibowitzflache und zerschlug sie an der Tischkante. Den Flaschenhals rammte er in die rechte Hand und Blut schoss dick und zäh heraus. Er ging zum Fenster und drückte die Hand gegen die Scheibe. Sie hinterließ einen dunklen, feuchten Abdruck auf dem Glas. Blitze zuckten am Himmel und rissen die Nacht in Stücke. Er verlor die Welt und seine Lügen widerten ihn an.

Mit der ‚Hoffnung‘ in den Händen kauerte er in einer Ecke auf dem Fußboden. Blut lief den Füller hinunter, tropfte auf das Papier und vermischte sich mit der Tinte. Er floh, er schwieg, er schrieb:

Ich war so schwer an Leib und Seele verletzt, dass ich unverwundbar wurde. Annas Küsse unter dem Mandelbaum waren wie Wasserfälle und löschten jede Nacht den Scheiterhaufen. Mein ganzes Leben war ich einsam, außer in Annas Armen. Und sie stieß mich ins Nichts. Vor drei Tagen, vier Stunden und siebenundzwanzig Minuten brannte der Brief in meinen Fingern, in meinen Augen. Ein einfacher, weißer Umschlag. Einfache, blaue Tinte. Zwei einfache, kurze



Sätze. Annas Lachen erloschen. Die rote Sonne auf ihrer Brust. Annas Augen verglüht. Die Erde getränkt mit Anna. Der Mandelbaum nur noch ein verkohlter Stamm. Ein Holzkreuz schreit meine Wut in die Welt. Nicht mal Hoffnung kann mich bestechen.

Goran legte das Tagebuch auf den Fenstersims. Er ging zum Schreibtisch, öffnete die Schublade und nahm eine Pistole heraus. Er schaute in die Mündung und suchte nach einer Antwort. Er hasste das Leben. Das Leben hasste ihn. Er sehnte sich nach dem Tod. Der Tod hasste ihn. Aus der Hosentasche zog er eine Streichholzsachtel. Auf ihr prangte ein Marienbild. In der Sachtel bewahrte er die Pillen auf. Ecstasy, LSD, Schlaftabletten. Er steckte Maria in den Mund, kaute langsam und schluckte den zähen Brei hinunter.

„Das Leben schmeckt nach Tod“ schrieb er mit blutigem Zeigefinger auf die Tischplatte. Er packte die Sanduhr und drehte sie mit zitternder Hand auf den Kopf. Fünfzehn Minuten.

Die Ameise in der Bierspur

--- Johannes Witek-----

Lange hatten die
beiden Männer schweigend
nebeneinander gesessen
und der Ameise in der Bierspur
beim Zucken zugesehen,
als die Tür sich öffnete und
die junge Frau mit dem schweren Gepäck
am Rücken zur Tür hereinkam.

Sofort änderte sich
der Raum.

Sie sprach mit dem Wirt.
Der Wirt zeigte auf die Männer.
Die Männer sahen sich an.
Die Ameise war tot.

Auf dem Weg zum Auto
ging die Frau voran,
weswegen sie nicht sehen konnte,
dass der Chemielaborant sich bückte
um einen faustgroßen Stein
aus dem Bodennebel zu heben.

Drei Schritte gingen sie,
während die äußersten linken Atome der Zeit
einen Cancan tanzten,
dann griff ihm der Zahntechniker in dem Arm.
Der Stein fiel zurück in den Nebel
ohne ein Geräusch zu machen.

In der Stadt ließen sie
die junge Frau aussteigen,
verabschiedeten sich und fuhren
heim zu ihren Frauen,
die nicht mehr so jung waren.

Zum Autor

Johannes Witek...

.. geboren 1981, lebt und studiert in Salzburg.
Veröffentlichungen in diversen Zeitschriften
und Anthologien.

Zum Autor

Dirk Fieron...

...geboren 1976 in Eutin und aufgewachsen in Plön, lebt
seit 1996 in Kiel. Studium der Spanischen wie Englischen Li-
teraturwissenschaft an der Christian-Albrechts-Universität
zu Kiel. Auszeichnungen: 1. Preis beim Lyrikwettbewerb der
Bibliothek deutschsprachiger Gedichte, 2004 (München).
Veröffentlichungen in Anthologien.

der tag beginnt

--- Dirk Fieron -----

noch lange nicht und auch die stille
in uns scheint es bleibt
sich selber ewig fremd

ein kleines gästezimmer zeit
in dem wir uns verstellen ausstaffiert

mit gesten die entfernt nur
sagen trau dich frag

in deiner wirklichkeit bin ich
vielleicht
ein astronaut

die ausfallstraße einwärts
der geruch von frischem teer die lampen
im regen unverrückbar
stoisch wie verträumte büßer

denkmal, der alte zopf

---Stefan Heuer-----

trotz der entfernung gut sichtbar, fast spürbar:
Москва, das dritte rom nun heldenstadt, der
rote platz im zentrum, und auf ihm ein denkmal

das denkmal (paraffin und vaseline für den
schimmelpilz, so als gäbs ein morgen) / in den
kanopen ein stein, der ehemals eine niere war,

ganz im osten der/die seegurkenmarsch und
seine planerfüllung (vierhundertzehn prozent,
jedem harpunier seine barte, die plakette in

form einer fluke/eines bären) / häfen, havel,
bart und brauen nach kalender getauscht, die
flotte abgewrackt, der sohn der stadt und seine

mütze aus fleisch, seine glorreichen sieben
längst nicht mehr glorreich, aber noch immer
hält ein totes land seine helden jung (und das

ist auch gut so – ist das gut so?) – ach lenin,
wo blieb dein altes haar, wo blieb dein haar?

[Infos zum Autor auf Seite 11]

Entfaltung der Parabel

--- Knut Birkholz ---

Das erste, was ihm nach dem Urteil genommen wurde, war sein Name. – Dazu bedurfte es nur eines Winkes, eines nur unmerklichen Winkes, nachdem der Urteilsspruch verklungen war, gesprochen in einer für den Sterblichen unverständlichen Sprache. Er vernahm ein dunkles Rauschen oder Raunen, sah und verstand nicht jene bei läufige Geste, und sein erster Verlust kam ihm nicht zu Bewusstsein und konnte ihn also nicht schmerzen. Ein Recht auf Einspruch oder Revision hatte es für ihn ebensowenig gegeben, wie ein Recht, sich auf das nun Kommende vorbereiten zu dürfen, was auch immer dies sein würde. – Die Tilgung seines Namens aus dem Gedächtnis der Welt zwang die spät auftretenden Erzähler, denen irgendwann etwas von diesem Schicksal bekannt wurde, ihm einen neuen Namen zu geben, mit dem man bis heute seinen vermeintlichen Frevel wie sein vermeintliches Schicksal gemeinhin verbindet. Sein erster Name aber ist verloren.

Vom einen zum anderen Augenblick, ohne irgendeinen Übergang vom Geschehen bei Gericht, sah er sich an einen ihm unbekanntem Ort versetzt: Sie hatten ihn also – wie konnte es denn anders erklärt werden – seiner doch überaus geringfügigen Verfehlung für schuldig befunden, und das Folgende nun

musste die Vollstreckung der Strafe bedeuten. – Vor sich sah er, im dämmrigen Licht, ein graues, stellenweise auch rötliches Felsstück, daran seine Hände, die es fassten, hielten, bewegten auf einem steinigen Weg. Er sah, hier und da, auf der rau erscheinenden Oberfläche und zwischen den Fingern, Blut hervortreten. Es kam wohl von den verletzten Handinnenflächen her: Stein ritzt, schürft Haut – und er zweifelte, denn kein Schmerz war zu spüren. – Jetzt einige direkt sichtbare Abschürfungen, wieder das Blut – und wieder kein Schmerz. Sogleich, innerhalb eines Augenblicks, genau da, wo eben noch Abschürfung und Blut waren, die Heilung. – Er traute seinen Augen nicht, wollte die Hände vom Stein lösen, sich die Hände näher ansehen. Aber sie griffen weiterhin und sicher zu, taten diesen Dienst, als hätten sie nie etwas anderes getan. Und so sein ganzer Körper, jede falsche Bewegung vermeidend – falsch in dem Sinne, dass die kontinuierliche Bewegung des Steins hätte gefährdet werden können. Jedes Zugreifen wirkte, als

wäre es genau vorausberechnet, jeder Schritt mit eigentümlicher Gewissheit, mechanisch diesen Felsen auf seinem Weg voranzuwälzen. Dies Los war nicht körperlich zu empfinden; der Stein war weder warm, nicht rau, noch kalt, da war kein Gefühl in den Händen beim Zugreifen, beim Abschürfen, beim Heilen, auch sonst kein Gefühl im Körper, kein Gefühl.

Seine Augen waren ihm also geblieben, denn sie sahen, auch wenn er sie nicht willentlich öffnen, schließen, die Augäpfel, geschweige denn den Kopf bewegen konnte. Die Augen behielt der Körper immer offen. Sie sahen darum unvermeidlich die gleichen Bilder: Hände und Arme, das graue Gestein ohne Zeichnung, an einigen Stellen rötlich gefärbt vom Blut, das Blut an den Händen, die Abschürfung, die Heilung. Zumeist im Augenwinkel muskulöse Beine – seine Beine, nicht mehr seine Beine, notwendig stärker, als sie es je gewesen waren, abgemessene Schritte, den steinigen Weg unter den Füßen. Wohin der Weg führte, war mit den Augen

Zum Autor

Knut Birkholz...

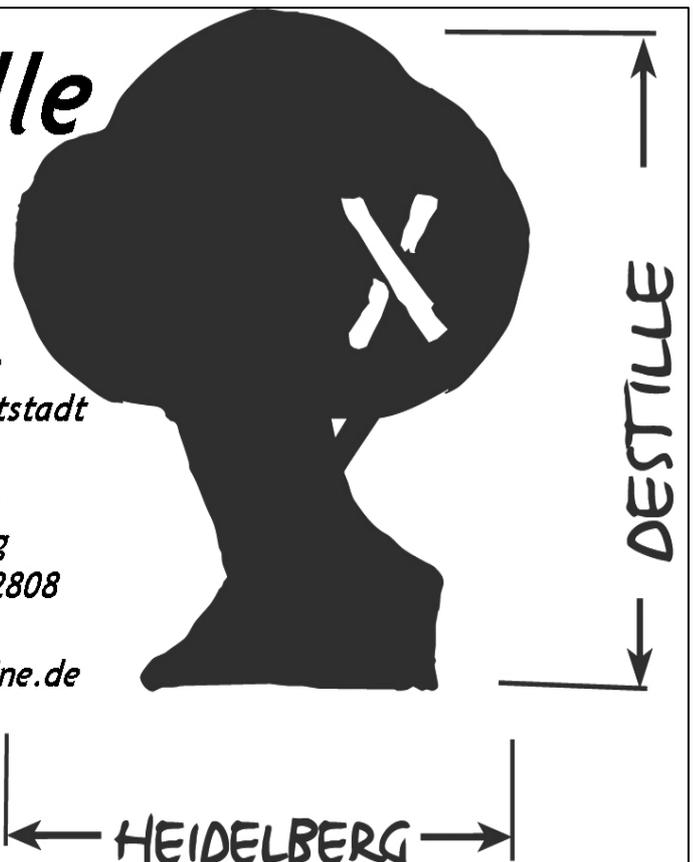
... geboren 1971, lebt in Rotterdam, und ist Ausstellungskurator und Autor in den Bereichen Architekturkritik und -theorie, literarische Essayistik und Aphoristik. Er leistete Beiträge zu einer Vielzahl künstlerischer und architektonischer Projekte, Ausstellungen, Symposien, Bucheditionen, und veröffentlichte Texte u. a. in Ausstellungskatalogen, in Programmschriften, in Architekturzeitschriften und im Internet.

Destille

*Die Stammkneipe
im Herzen der Altstadt*

*Untere Straße 16
69117 Heidelberg
Telefon 06221-22808*

www.destilleonline.de





nicht auszumachen; der Felsen verdeckte stetig die Sicht nach vorn – so riesig wie er musste die Kraft des Körpers sein, der ihn bewegte. Die gleichförmigen Bewegungen erzeugten nichts anderes als gleichförmige Geräusche; der Namenlose konnte zwar die Schritte und die Reibung des Felsens auf dem Weg vernehmen, nicht aber ein Atmen oder Keuchen des Körpers. Versuche zu sprechen und zu schreien, scheiterten, ohne dass dem Namenlosen und also Sprachlosen klar geworden wäre, ob er schon stumm war oder ob er seine Stimme nicht mehr hören konnte. – Ohne erkennen zu können, warum, hielt der Körper plötzlich für einen Moment inne, dann ein unverständliches Beiseitretreten mit einem einzelnen, wiederum gänzlich sicheren Schritt. Der Felsen entschwand sogleich und notwendig aus dem Blickfeld, der Körper wendete sich schnell und folgte ihm eilig, als wolle er die

tote Materie einholen, als hätte er soeben den Verlust eines großen Gutes erlitten. Währenddessen sah der Namenlose zum ersten Mal den auf dem Weg hinabpolternden Felsen in voller Größe. Der Körper – oder das Entschwinden des Felsens – ermöglichte hin und wieder den

*Hier aber bis zum Horizont
lediglich eine steinige,
dämmrige Einöde.*

Blick in die Umgebung; der Bestrafte fühlte sich an eine Landschaft erinnert, in der er, in seiner Jugend, tiefe Wälder durchstreift hatte. – Hier aber bis zum Horizont lediglich eine steinige, dämmrige Einöde. – Der Körper kam in seiner Eile auf dem schmalen Abweg dem Felsen auch tatsächlich näher: Lief wohl

schneller, als dieser hinabrollen konnte. Am Fuß des Berges dann war der Felsen allenfalls einen Augenblick zur Ruhe gekommen, schon erreichte ihn der Körper: Wie ein Raubtier seine Beute greift, griffen die Hände des Körpers sofort nach dem ewigen Material, seinem Eigentum, seinem Fetisch. Wie zuvor wieder das Blut, wieder die Heilung – und so ging es erneut aufwärts, an der gleichen Stelle dann wieder der gleiche Schritt beiseite, und wieder abwärts.

Der Namenlose kam ob des bisherigen Geschehens schnell zu der Einsicht, dass diese Schmerzlosigkeit schwerlich eine Strafmilderung oder einen verbliebenen Rest von Mitleid auf dem Olymp bedeuten konnte. Sondern die Richter hatten offenbar den Körper, der einmal sein Körper gewesen war, zum Vollstrecker der Strafe an ihm, das heißt nun, seinem Geist gemacht. Der Körper war so, wie sie sein mussten: ohne des Schlafes zu bedürfen, ewig wach, unbezwingbar. Wie auch könnte der Körper sonst das Urteil vollstrecken, das Gebot endloser Buße auch endlos mit unmenschlicher Gleichförmigkeit erfüllen. – Derart zerteilt, dachte er, bliebe die Konsequenz, allein als ein Geistiges zu existieren, das einstmals ein Teil von ihm gewesen war, und ihm drohe durch die permanente Tätigkeit des Körpers eine Untätigkeit des Geistes, verhinderte der Körper doch jede neue Wahrnehmung dieser äußeren Welt, an denen erst sich das Staunen hatte entzünden können. Wenn dieser Körper, per Schuld- und Richtspruch geradezu zum Gefängnis gewordene Heimat, bloß das ewig Gleiche tue, dann müsse also das zurückbleibende Denken sich Übungen und vielleicht Ablenkungen verschaffen, der freie Geist sich selbst genug sein und sich selbst beleben. Sich nicht der Strafe ergeben: ein Denken als Überleben, in der Hoffnung dauernder als dieser sich nun ewig erneuernde, fremde Körper, und dauernder auch als der Fels. Ein mächtiger Gedanke, sich derart aufzulehnen – so schien es dem Denkenden: ein Anfang einer vielleicht glücklichen Zeit, ja einer glücklichen Unsterblichkeit, aller Strafe zum Trotz.

Er redete sich ein, dass man in der anderen Welt allerlei Geschichten von seinem vermeintlichen Vergehen, dem Prozess, der Strafe erzählen werde; dafür würden die Götter gewiss sorgen, da sie ohnehin von je her wenig



anderes taten, als zu strafen und zu ehren und Geschichten von ihren Bestrafungen und Ehrungen unter den Menschen zu verbreiten. Über viele Generationen vielleicht würden diese die an ihm vollstreckte Strafe bereitwillig immer aufs Neue als Exempel aufnehmen, aber die Generationen von Erzählern und Nacherzählern dürften die Wahrheit seines sich ihm nun darbietenden Schicksals kaum ahnen. Sie würden den dunklen Eingebungen folgen und noch hier sich an den äußeren Schein klammern. – Der Denkende gestand sich, dass ihm dieses ausgemalte Eingedenken weniger Trost bereitete, als er sich zunächst erhofft hatte. Denn hier und jetzt konnte es ihm wenig bedeuten. Was die Nachwelt einmal über ihn denken würde; gewiss und absurderweise wären es, wie er meinte, nur falsche Erinnerungen. Die sich daraus ergebenden, ob möglichen, ob unmöglichen Geschichten jetzt schon auszumalen, bliebe freilich eine jener notwendig gewordenen Übungen für den Geist – und trotz allem war ihm bei diesem Gedanken zum Lachen zumute. Doch der Körper konnte freilich auch diesem

Antrieb nicht gehorchen, und so blieb es ein innerliches, unvermeidlich stummes Lachen, von dem er nicht wusste, ob es denn überhaupt ein Lachen zu nennen war, – und wenn, dann allenfalls ein Lachen ohne Körper oder bloß die Erinnerung an jenes eigentümliche Gefühl und Geräusch. Konnten es seine Richter dennoch hören, und fühlten sich, ihre Macht, ihr Urteil missachtet? – Aber wie war es, dieses damalige, dieses körperliche Lachen?

Während der Körper weiterhin und ungeachtet aller stummen Spekulationen mühelos die ihm auferlegte Pflicht erfüllte, unternahm der Denkende mit wachsender Mühe Einbildungsversuche, nicht aus den sich permanent darbietenden Wahrnehmungen, die ihm der Körper gewährte, sondern aus wenigen verbliebenen Bildern von einst, seinen Erfahrungen aus der Zeit vor der Strafe. Wie jene dunkle Erinnerung an die Landschaft seiner Jugend, waren es lediglich Bruchstücke, Ahnungen, verschwimmende Bilder, die vom vergangenen Leben, durch sein Nachdenken, seine Erinnerungsversuche

hervortraten; Zusammenhänge vermochte er in dieser Dunkelheit kaum noch zu rekonstruieren. – Dagegen ein leidenschaftliches Aufraffen im Inneren und neue Besinnung: das Denken, das sich gegen das Vergessen wehrt, sich selbst reproduziert – wenn es schon an den dunklen Erinnerungen nicht genügend Kraft gewinnen konnte, dann am Immergleichen seine Stoffe, den ewig wiederkehrenden Wahrnehmungen. Denn auch in diesen müsste unendlich viel Detail aufzufinden sein; kleinste Nuancen jedes einzelnen Bildes und Geräuschs. Und hieran müsste zu entdecken sei, ob sich nicht doch geringste Veränderungen vollzogen. – So verfiel der Denkende darauf, vom nächsten Aufstieg an die Aufstiege zu zählen, – und sei es auch bloß um des Zählens willen, von dem er sich bereits sagte, es sei eigentlich allein um seiner Gedanken willen. Die Zahlen – sie müssten erweisen, dass sich doch ein Kleinstes veränderte, und was dies nicht schon der Fremdbestimmtheit zum Opfer gefallene, dies Kleinstes wäre. Die Zahlen würden nicht lügen, sondern Gewissheit verschaffen. –

ABSINTHIA TAETRA



Paul Verlaine buvant l'Absinthe

By Ernest Dowson

Green changed to white, emerald to opal; nothing was changed.

The man let the water trickle gently into his glass, and as the green clouded, a mist fell from his mind.

Then he drank opaline.

Memories and terrors beset him. The past tore after him like a panther and through the blackness of the present he saw the luminous tiger eyes of the things to be.

But he drank opaline.

And that obscure night of the soul, and the valley of humiliation, through which he stumbled, were forgotten. He saw blue vistas of undiscovered countries, high prospects and a quiet, caressing sea. The past shed its perfume over him, to-day held his hand as if it were a little child, and to-morrow shone like a white star: nothing was changed.

He drank opaline.

The man had known the obscure night of the soul, and lay even now in the valley of humiliation; and the tiger menace of the things to be was red in the skies. But for a little while he had forgotten.

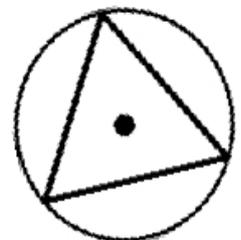
Green changed to white, emerald to opal: nothing was changed.

GALERIE GRÜNER ENGEL

- weltgrößte Auswahl Absinthe seit 2001 -

Untere Str. 14, HD-Altstadt

www.logisticx.de



Und er begann mit dem Zählen: anhand der Bilder, aus denen sich ein Rhythmus ableiten ließ, in dem der Körper beim Wälzen Schritt für Schritt voran und aufwärts gelangte. Daraus ließ sich die benötigte Zeit für den einzelnen Aufstieg berechnen. Zudem konnte er den Umfang des Felsens und die Anzahl seiner Umdrehungen bestimmen, in dem er, sehend, die notwendigen Handspannen zählte, bis der Felsen einmal eine ganze Umdrehung gemacht hatte, multiplizierte den Umfang des Steines mit der Zahl der Schritte jedes Aufstiegs.

Das stille Messen und Zählen, so meinte der Denkende bald, erzeugte in ihm den mächtigen Klang der Zahlen; sie übertönten dieses unveränderliche Geräusch, das der Stein verursachte. – Umso mehr sah der Denkende sein Glück bestätigt, denn seine verbissenen Zählungen und Messungen bestätigten sich: die Anzahl der Schritte, der Umfang des Felsens blieben stets gleich. Die Zahlen sprachen zu ihm – wie schön sie waren, die Zahlen, das Maß, ihre Ordnung – Apollon sei Dank. – Und doch: Jedes gleich bleibende Ergebnis wurde zum Zeichen, dass der stets entgleitende Felsen den Weg, die Steigung, den Körper verändern würde. Er, der Zählende, musste sich eingestehen, dass er immer schon im Voraus wusste, was seine Messungen ergeben würden; es blieben die gleichen Zahlen. Daraus war nur zu folgern, dass sich das von ihm eigentlich Erwartete nicht einstellte: Sei es, dass der Körper sich doch auf irgendeine Weise verändere, womöglich hier und da Fehler begehe oder Schwäche zeige. Sei es, dass das dem Begriff Schmerz Entsprechende wiederkehre, was auch immer es war – oder er in irgendeiner anderen Weise seinen Körper wieder spüre, mit ihm wieder etwas gemeinsam habe.

Unerbittlich waltete die alles umgreifende Ordnung; sie näherte sich ihrem Ideal, dem absoluten Gleichmaß an. Der Gott des Maßes war wohl selbst unter den Richtern gewesen. – Ein Fehler, ein Gefühl, der Schmerz, was war das? Ist es nicht immer schon genau so gewesen, wie eben jetzt: der Felsen, die Hände, die Zahlen?

Der Denkende maß und erwartete. – Mit der Zeit, die zu verschwinden begann, trat Gleichgültigkeit hervor. Unaufmerksamkeiten, auch Selbstbetrug beim Ver-

Und er begann mit dem Zählen: anhand der Bilder, aus denen sich ein Rhythmus ableiten ließ, in dem der Körper beim Wälzen Schritt für Schritt voran und aufwärts gelangte.

messen, dann euphorische Momente aufgrund von Abweichungen, die sich als Messfehler herausstellten. Freude an ganz irrationalen Zahlenfolgen bis hinein in maßlosen Rausch der Selbsttäuschung, wo das Denken in den Wahn übergeht. – Rinnen sollten sich mit der Zeit bilden, der Stein zersplittern, zu feinem Sand zerstoßen, die Schuttberge wachsen, am Fuß des Berges ein Trümmerfeld. Einzelne Bilder von einst, die heraufkamen, zutiefst Eingepprägtes, Geschichten aus der Kindheit, am Feuer erzählt, lichte Momente, ein vollständiger Satz: Gleich, wie der fallende Tropfen den Stein höhlt, sehn, was das dörrende Alter wegnimmt, was die überhän-

genden Felsen, welche das Salz zernagt, in jedem Momente verlieren. – An derlei konnte sich das Denken kaum mehr aufrichten. Der Tropfen, das Altern, das Salz – das wollte er, der Denkende, sein – den Stein ohne Alter überwinden. Die schon alt gewordenen Gedanken noch einmal: Nicht lebendig begraben bleiben im diesem Gestein, entfremdet vom früheren Selbst. Als von Unsterblichen zur Unsterblichkeit Verurteilter den toten Stein überdauern. – Der Traum, ein letztes Mal Maße nehmen: bald kein Weg mehr, keine Steigung mehr, der Fels zerfallen, die Berge abgetragen – die Strafe abgetragen. Aller Dinge Maß ist diese Wandlung, Schicksal und Erde gerundet, eine Welt der Ideen, maßlos dann, eine Welt ohne Schicksal.

Das Vorausdenken des Namenlosen war kein Vorwegnehmen, ein Kommendes auch nur zu denken seine Vergeblichkeit. Kein Raum für einen Anfang. – Die Illusion, im Denken, Zählen, Messen sich gegen das Gleiche aufzulehnen, musste zerfallen – ein letzter Akt der Freiheit wäre, so dachte er, auch diesen kläglichen Rest aufzugeben, das Denken selbst. Aber die Vorstellung vom Selbstopfer als Bedingung der Rettung war vom Wunsch überwältigt. – Dem unbändigen Wunsch, keine Wünsche mehr zu haben.

Unmerklich fast eine Abweichung. – Unaufmerksamkeit des Körpers oder der Götter, ein doch Unmögliches. – Stolpern, Fallen. – Zeichen der Vergebung? Der glückliche Augenblick des Neuen – Schmerz, von dem ihn der Fels erlösen sollte: sein Fels, der auf ihn stürzte. – Das wünschte er noch. Dann überwältigte ihn das Vergessen.

Hinter dem Spiegelbild

--- Matthias Olschewski -----

Wann
sind wir stark
wirst du
frei sein
für Liebe
ohne Hast
schnell und
wehmütig
sich findend

Kamst du
um nein zu sagen
oder warst du
in Gedanken
versunken?
trotz Alltag
schwerelos
dem Zittern
ergeben?

Zum Autor

Matthias Olschewski...

... geboren 1985 in Landau. Abitur 2004. Studium der Germanistik, Psychoanalyse und Musikwissenschaft seit 2005 in Frankfurt.

Zähne ziehen

--- Lisa Bendiek ---

In diesem Zimmer gibt es nur zwei Betten und viel Wand. Die Wand ist gelb, wie Pisse, sagt Marlen, aber das stimmt nicht, sie ist heller. Wie in der Praxis meines Opas, mein Opa war Zahnarzt, er hat Zähne gesund gemacht, und wenn ein Zahn zu schlecht war, hat er ihn gezogen. Ich weiß, warum die Wand diese Farbe hat, die machen dasselbe hier, mit Gedanken.

Ich stehe im Garten, mein Badeanzug hängt auf der Leine, flattert im Wind. Ich mag den Sommer, aber bald wird es dunkel, ich will noch mal schaukeln vorher. Ich setze mich auf das Holzbrett, stoße mich ab, hoch, höher, ich fliege, ich mag den Sommer. Jemand ruft mich, nein, ich will noch nicht rein. Komme gleich, ruf ich zurück. Die Stimme ist jetzt ungeduldig, es ist wichtig, sagt sie, sie muss gar nicht mehr rufen, ich hör sie auch so. Ich springe ab, lande, stolpere, jetzt hat die Hose einen Grasfleck am Knie. In der Terrassentür steht sie, komm rein, es wird dunkel, und ich schaue zu ihr hoch, schau sie an, erst die Hand und dann am Arm entlang, Ellbogen und Schulter, sie hat ein rotes T-Shirt an heute, und ihr Hals hat kleine rote Flecke und sie hat kein Gesicht mehr.

Warum bist du eigentlich hier, fragt Marlen. Marlen wohnt in dem Zimmer, in dem wir schlafen, sie hat Poster über ihr Bett gehängt, mit Sängern drauf, die bauch-

Zur Autorin

Lisa Bendiek...

... ist 19 Jahre alt und schreibt, seit sie zwölf ist. Sie hat bisher im Internet, in Zeitungen und Anthologien veröffentlicht (u.a. 2005 „Als wäre jemand in der Nähe“, Treffen Junger Autoren). 2007 hat sie außerdem ihr Abitur bestanden und arbeitet jetzt als Freiwillige in Dar es Salaam, Tansania. Dort macht sie Werbung für Solarenergie, lernt Suaheli, sieht Elefanten, schläft unter einem Moskitonetz und isst jeden Tag Reis.



LOTHAR SEIDLER VERLAG

Leimer Straße 12, D-69126 Heidelberg
Tel.: 06 22 1/1 66 55 9, Internet: www.seidler-verlag.de

Neuerscheinungen



Claus Probst: Das Gesetz zum Schutz der Dunkelheit
Erzählungen/ 167 S./ ISBN 978-3-931382-42-1/ 13,80 €

Für seine Erzählungen wurde Claus Probst bereits mit mehreren Literaturpreisen ausgezeichnet. Die Geschichten handeln vom Absturz in die Abgründe unerwarteter Wahrheiten und Lügen – spannend, kompakt, gelegentlich mit einem Hang zum Absurden, aber konsequent.

Jancu Sinca: Das Kratzen auf dem Blatt
64 Gedichte/ ISBN 978-3-931382-40-7/ 9,50 €

Das Kratzen auf dem Blatt ist das Arbeitsgeräusch des Dichters. Er lässt sich dabei beobachten, wie er schreibt, gelegentlich innehält und auch der Liebe Ausdruck gibt. Jancu Sinca gewährt Einblicke in Innenwelten, die Leser und Autor auf diese Weise für sich neu entdecken können.



Olga Manj: Die schöne Bäckerin
Kurpfälzer Dekameron/ ISBN 978-3-931382-38-4/ 8,90 €

Lustvolle Geschichte von einer Landfrau, die gerne sommerliche Obsttorten backt. Über dem alten Stall hat sie heimlich ein Filmstudio eingerichtet, wo sie junge Männer beim sexy Tortenessen fürs Publikum abfilmt und gelegentlich auch vernascht. Doch ihr Mann und die anderen Landfrauen kommen dahinter.

Gedanken sind wie Zähne, wenn sie schlecht sind, muss man sie ziehen...

2

1

Auf dem Gang steht Agnes mit zwei Fremden, Besuch für dich, Hannah. Hallo Hannah, ich bin's, deine Tante Susi, sagt die Frau, und der Mann nickt, ja Hannah, das ist deine Tante Susi, das ist deine Tante. Ich gucke die Frau an und den Mann und ich kenne sie nicht. Sie erinnert sich nicht mehr, sagt Agnes, das gehört zu den Symptomen, das kommt wieder. Du kannst jetzt ins Zimmer gehen, sagt Agnes zu mir, Tante Susi kommt dich später wieder besuchen. Ich laufe zur Treppe, langsam, ich muss nachdenken.

Dann stimmt es also wirklich, dass Hannah dabei war, sagt die Frau, die Tante Susi heißt. Wie grauenvoll, ich hab diese Fotos gesehen. Ich hätte nie gedacht... mit einem Küchenmesser...

Ich laufe schneller, Küchenmesser, Küchenmesser, ich schneide Zwiebeln und ich muss weinen, in eine gute Tomatensauce gehören Zwiebeln, sagt sie und ich schneide weiter. Es riecht nach Essen, bald gibt's Spaghetti, alle Kinder mögen Spaghetti, sagt sie und lacht, ich dreh mich zu ihr um und will ihr die Zwiebeln zeigen, ich hab sie ganz klein geschnitten diesmal extra, und ich seh' sie an und ihr Mund zerfließt und dann ist alles rot, und ich lauf schneller, ich denke nicht.

Gedanken sind wie Zähne, wenn sie schlecht sind, muss man sie ziehen, ich weiß das, ich weiß das doch, ich kann das schon selber. Und wo der Zahn war, ist dann eine Lücke, aber es tut nicht mehr weh, der schlechte Zahn ist ja weg. Nur wenn man mit der Zahnbürste dranstößt ans Zahnfleisch da aus Versehen, tut es nochmal kurz weh und man muss die Augen zukneifen. Aber wenn man sie wieder aufmacht, ist der Schmerz weg, und man vergisst die Lücke.

freie Sachen anhaben. Ich schau die Wand an, murmel' was von Zähneziehen. Marlen lacht mich aus. Hier gibt's doch keine Zahnärzte, sagt sie, du bist vielleicht dumm. Willst du wissen, warum ich hier bin? Ich sag nichts mehr, sie versteht das nicht.

Ich hab einen zusammengeschnitten, sagt Marlen, in der Pause, auf dem Schulhof. Sie wartet drauf, dass ich was sage. Marlen ist eine Angeberin, das hab ich schon gemerkt, sie will mich erschrecken.

Warum, frage ich.

Er hat mich beleidigt.

Du hättest ihn doch zurückbeleidigen können.

Nein. Marlen ballt eine Faust, drückt die Fingernägel in den Handballen. Er hat gesagt, du bist so bescheuert, kein Wunder, dass deine Mutter dich nicht haben will.

Ich schweige und gucke von der Wand zu Marlen, ihr Gesicht neben dem Bauch von Britney Spears.

Das stimmt nicht, sagt Marlen laut, dass sie mich nicht haben will. Es ist nur schwer, weil mein Vater weg ist, der Arsch, und Geld haben wir auch nicht, und dann schreit sie mich manchmal an oder es gibt kein Essen, und dann lauf ich von zu Hause weg. Aber nur für ein paar Tage, ich komme immer wieder, und dann freut sie sich. Was ist mit deinem Vater, gibt der dir Geld?

Dein Vater, sagt sie, und es klingt, als würde sie sagen, tu deine dreckigen Socken weg, dein Vater darf nicht mehr hierher. Hast du

gehört, Hannah, wenn er klingelt, machst du ihm nicht auf. Ich nicke und starre auf den Boden, ja ich hab verstanden, ich mach ihm nicht auf. Guck mich an, Hannah, sagt sie, versprich's mir, und ich hebe langsam den Kopf und schau geradeaus, seh' ihren Hals und trau mich nicht weiter, ich weiß, dass ihr Gesicht fehlt, ich will es nicht sehen, ich weiß es.

Agnes klopft an die Tür, ich muss zu Herrn Knauf, das muss ich hier jeden Tag. Hallo Hannah, sagt Herr Knauf und lächelt. Er ist dick und schwitzt und lächelt immer dabei, er ist nett, aber ich will nicht mit ihm reden, er ist kein Zahnarzt. Wie geht es dir heute, fragt Herr Knauf und ich schaue in den Baum vor dem Fenster, die Blätter sind gelb. Mir geht es gut, sage ich, kann ich jetzt gehen? Herr Knauf seufzt. Weißt du, Hannah, ich glaube, du solltest mit mir reden. Vielleicht gibt es ja etwas, das du mir erzählen möchtest. Manchmal tut es gut, über solche Dinge zu reden, weißt du.

Draußen bewegen sich die Blätter im Wind, eins löst sich vom Baum und fällt runter, der Wind weht es ein bisschen hin und her. Ich hab nichts zu erzählen, sage ich.

Herr Knauf macht den Mund auf, und zu, und dann wieder auf. Willst du vielleicht ein Bild malen? Das hab ich schon, mit Agnes, ich hab Sonnenblumen gemalt.

Ich darf gehen.

Die Brücke

--- Anja Flügge -----

Zur Autorin

Anja Flügge...

...geboren 1976. Magisterstudium der Fächer Literaturwissenschaft und Kunst, zur Zeit Arbeit an einer literaturwissenschaftlichen Dissertation. 2005 Mitgründung der Autorengruppe „sic! - Schreiben im Circle“ –(heißen inzwischen „Kommando Schreibmaschine“). Zahlreiche Lesungen.

Mit nackten, uferlosen Füßen

--- Anja Flügge -----

bin ich hier gelandet,
habe mich, gezeitenbefreit,
dem Rhythmus fremddörflicher Stunden
eingefügt,
Akzente getauscht
und wiesengrüne Schrittbeschränkung
klaglos hingenommen.

Nur manchmal, im Abendzweifel,
schemenhaft verschleiert aus Ferne-Nebeln,
rücken mir Stimmen zur Rechten:
Ein Echoklang,
dessen Tonart mich in alte Partituren
sinken
lässt.

Meine Augen üben sich dann
im Folgen einer Melodie,
deren Halbtonschritte
ihre Zauberhaftigkeit und intensive Fülle
meinem Ohr nicht mehr vermitteln können.

Auftauchend
aus der Nächte-Ahnung
verschließe ich Auge und Ohr,
gebe meine Sinne frei,
im Zwischen-Hier-Und-Dort
aus Spurenschatten
ein eigenes Echo zu formen.

Hatte vergessen, wie man springt und sich die leere Ver-
zweiflung bewahrt,
die sich im Wasser spiegelt, wenn man es sehen will;
hocke im Pfeilerschatten und zähle die Fugen,
während der Wind, der kühl ist hier oben und scharf,
beschleunigt vom Verkehr,
mir die Blätter ins Gesicht weht und Insekten vor die
Windschutzscheiben;
lasse mich hineinziehen in den monotonen Rhythmus
der feucht zischenden Reifen, die auf meiner Höhe über
Betonfugen klappern,

stehe endlich auf und gehe zur Brüstung hinüber,
zwei Schritte nur.

Als ich hier noch lehnte, über die oberste Strebe gebeugt,
hatte ich versucht, mich daran zu erinnern,
wie man den ersten Fuß aufs rostige Gitter stellt,
mit klammen Händen sich am kalten Metall hält, sich
hochdrückt
und den zweiten Fuß direkt hinübersetzt auf den schma-
len Vorsprung,
der glitschig ist vom leichten Regen,
mit den Händen neuen Halt sucht, ihre Position wechselt
und den anderen Fuß dann auch herüberholt,
die Hände noch hinter dem Rücken am Geländer hat,
inzwischen kälter als das Metall,
die eine langsam löst, die andere auch, während die Au-
gen die Entfernung messen,
die Bewegungen des Wassers mit präziser Klarheit wahr-
nehmen
bis man sie schließt,
das Gesicht ein bisschen weiter vorstreckt,
ins hier oben immer etwas rauhe Wetter,
dann den einen Fuß löst,
den anderen auch.

LITERATURWISSENSCHAFT GERMANISTIK
ANGLISTIK KULTUR- UND ZEITGESCHICHTE
PSYCHOLOGIE GRUPPENANALYSE
PSYCHOHISTORIE PÄDAGOGIK

MATTES VERLAG HEIDELBERG

 www.mattes.de

Dahlien und Astern

--- Robert Fellner -----

1. Dort drüben sitzt einer und raucht Krebs. Das säuselnde Flüstern des Windes, zuweilen wie stimmloses Gezeter, wie das Rasseln und Pfeifen der Astmalungen, wie ein schlafloses Rufen, ein eindringliches Flehen, dann wieder wie ein kaum hörbarer Hauch, der den Schnee, welcher wie welkendes Haar auf den Bäumen liegt, von den Ästen herabrieseln lässt, durchfließt die ächzenden Äste der Kronen und die seufzenden Sträucher, die Umgebung aus weglosen Häusern und Gärten. Die spröden Zweige ertragen den Schnee nicht mehr. Die letzten Blätter fürchten den Wind. Ein uferloser Durst durchkrümmt das freigelegte Wurzelwerk, das knochig aus dem verweißen Boden ragt, voll Erde. Das Silbergrau des Nebels hängt an den Schläfen der Bäume herab, trübe Glaskörper, blindlinks wie rechts, das milchig-kalte

Es ist ein schrecklicher Ort in seiner Deutlichkeit, ein gefräßiger Ort in seiner Unumgänglichkeit, ein gemiedener Ort in seiner Ausweglosigkeit.

Mondlicht schweigt Trostlosigkeit. Die Geschichten in den Rinden der zerfurchten Haut – Narben der Zeit – liest niemand. Die Bäume haben Angst, dass alle Sommer verbraucht sind. Der Stamm, der karge Körper ist Käfig, ist Kerker der Seele, die welkt nicht, die friert.

Manchmal hört ein Baum auf zu atmen. Die anderen Bäume und der Schnee bemerken es weder in der Nacht noch am nächsten Morgen. Wenn es regnet, meinen sie Schritte zu hören, doch es sind nur die Trop-

fen, die hämisch an die Fensterscheiben klopfen, nur sonntags, wenn sich der Schläfennebel ein wenig lichtet, lauschen sie den Kummergesprächen, die von der Undurchdringlichkeit der Eiskrusten erzählen. Ein zaghaftes Weinen durchzittert die Stille, Einsamkeitstränen und Durst. Es ist ein schrecklicher Ort in seiner Deutlichkeit, ein gefräßiger Ort in seiner Unumgänglichkeit, ein gemiedener Ort in seiner Ausweglosigkeit.

Eine Krähenwolke fliegt zwischen den Rauchsäulen der verblutenden Stadt hindurch – der Alltag heilt mit Aderlass. Ein wütender Sturm zieht auf, flutet mit Eisregen das verlassene Terrain.

In manchen Nächten kommt ein Flüstern, wie ein Stoßgebet im letzten Wahn, ein alles durchdringendes ewiges Wort, das umherkriecht, herum-schweift zwischen dem Gestrüpp der Äste und Sträucher, herumschleicht um die schlafenden Bäume

und sucht. Sucht nach dem Weinen, dem zaghaften. Das Weinen, es weiß um das flehende Flüstern, den flutenden, hetzenden Wortschwall, der näher kommt, sich mengt, schon an den Wurzeln vorbeifliegt und regungslos dort hinten, im Mondlichtschatten der Pflanzen verharret. Das Weinen, es mehrt sich, wird lauter, ein Schluchzen, es tanzt mit dem Flüstern, die Kinder am See. Das weinende Flüstern verhakht sich in Kehle, zieht abwärts die blutige Spur, ist Lechzen, ist



Keuchen, ist still.

Ein Vogelzwitschern nistet im Rachen der Lärche. Die spröde Stimme des Baumes zerbricht an der Zunge. Ein Lallen. Blasse Schatten hetzen vorbei am morschen Gewebe, das stirbt.

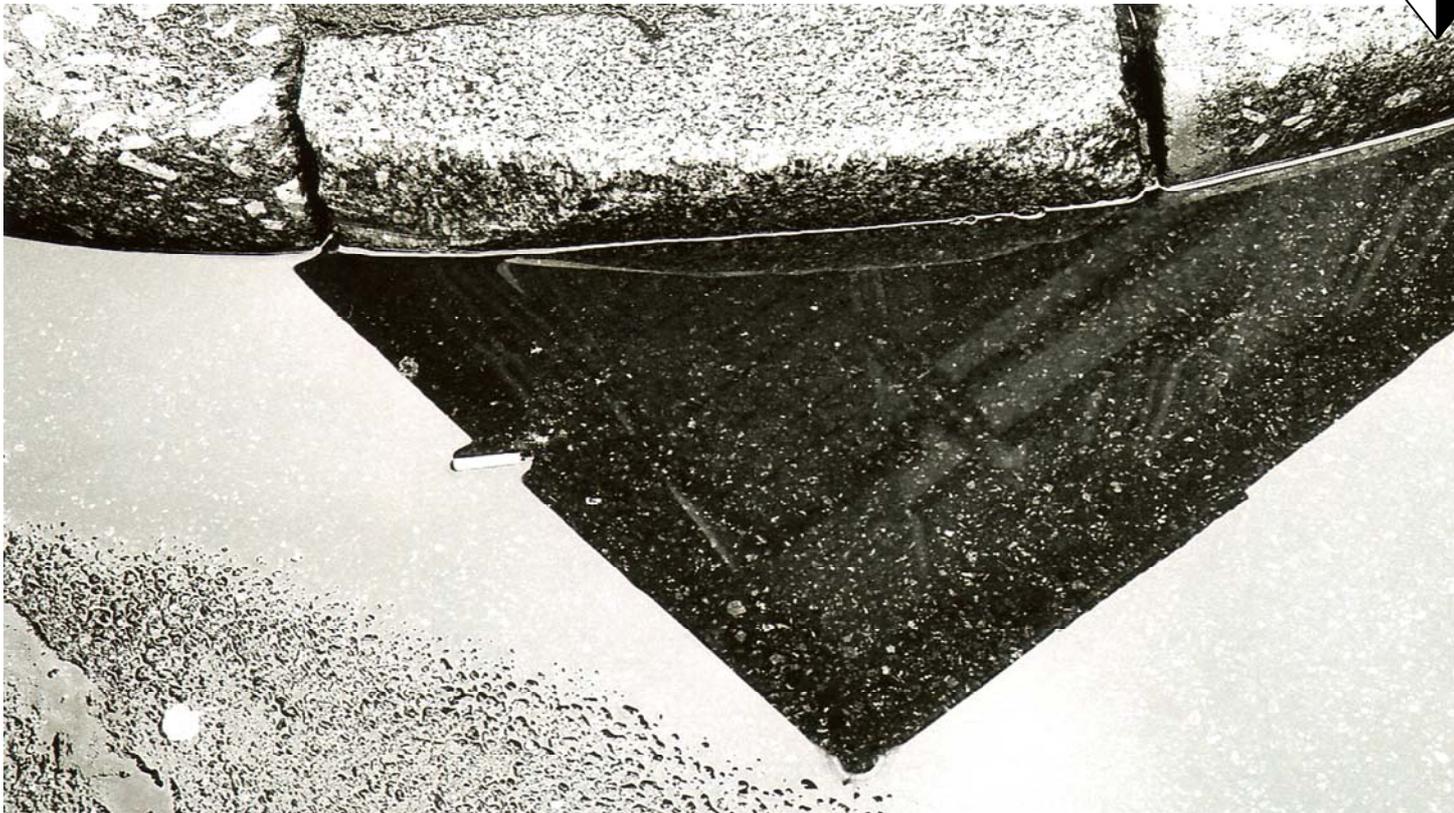
2.

er begann und fing an damit aufzuhören, vier dürre Äste von sich aus, krebsrauchend, riecht lila nach falten, und weiß um die weinende Tochter im Schlafrock (manchmal wenn). spricht verächtlich mit dem Krokusgesicht, dem Mann im Spiegel ohne zu weinen über die. sie sagen den Eiskrusten ihrer Härte wegen undurchdringlichkeit nach. die Sandburg bleibt unbegreifbar fern, die welkende Hülle, bleibt käfig, wird Kerker. die anderen spielen am See, dessen diffuse Fläche er vom Grund aus durchblickt, schemenhaft, schleichend. sie suchen ihn, die Kinderstimmen, sie lachen und kichern und suchen. der fremde Mann hat eine junge Frau auf den Knien, er

Zum Autor

Robert Fellner...

... 1983 in Graz geboren. Studium der Germanistik und Komparatistik in Graz, Wien und London. Gewinner des Red-Bull-Jugendliteraturwettbewerbs 2002 (Jury: P.E.N-Club) mit dem Gedicht "Entbildung".



denkt. die kinder spielen am see, sie rufen und suchen, sie tanzen juppheidi juppheida, sie tanzen. am fensterbrett. der schnee weiß nichts von alledem. die schneebemantelten schatten im dickicht der dürren äste und sträucher kratzen lieblos den frost von den letzten blättern. ein verdorrter ast wird verbrannt, urnenhaft, das feuer spendet licht dem keim, der verscharren asche. die kreuzspinnen weben ihre netze immer dichter in seinen rachen – spielzeugrassel.

man erzählt sich viel über den brunnen. es sind weder kratzspuren noch fingernägel am moosigen gestein, nur dieser kleine fetzen eines weißen kleids. als wir noch kinder waren hat man uns gedroht. jetzt fragen sie selbst nach licht. dort schläft man lang und weich, ist taub, ist stumm, ist bleich, dort schläft man lang. sie tanzen und springen, sie lachen und singen, sie spielen am brunnenrand. was wenn die steine glitschig sind?

die zerfurchte stirn legt sich in falten und spricht von staudämmen und meeresengen, von unbändigen spiralförmigen gesängen und von zwei gesichtern, die weinen im trüben nebensaft der träume. er sehnt sich nach den schnürsenkeln seiner ersten turnschuhe und den kleinen steinen, die so glänzten, wenn man sie ins licht der sonne hielt. seine hand kann zittern ohne bemerkt zu werden, die tränen sieht man nicht, weil er den kopf vergra-

ben hält. zwei handvoll hat er gesagt, zwei, und diese zwei lassen ihn nicht mehr los. sie suchen ihn unter den unübersetzbaren brücken und im weißen bett. im weißen bett, dem weißen laken, der weißen tapete. die weißen schatten, die im dickicht umherschleichen und frost von den ästen kratzen, er ist weiß, bleich, leer und singt das lied vom heinrich am see. sie suchen ihn, sie finden ihn, bei nacht. das fenster lässt sich nicht mehr ganz schließen, doch es gibt keine fliegenden ratten mehr, sie sind alle im letzten winter ertrunken im see unter der eisschicht. lass sie starren mit den schlafrotten, trüben augen, den blindgeweinten, sag kein wort, sonst nimmt dich der böse mann aus der furche mit und vergräbt dich in seinem lehmkeller.

die turnschuhe sind weg. böser junge. du verdienst a tracht prügel, wein´ nur du sauerl du elendiger, drecksdepp. lauf barfuß im schnee juppheidi, juppheida. die kinder sie tanzen und spielen am see, sie singen und suchen, nur dieser kleine fetzen eines weißen kleids. lass riechen an dir – du stinkst wie a sau. jetzt wascht dich heraußen, du dreckskerl, du klana. ziag an des kleid von deina schwester.

der mann im spiegel weint. herr maier ihr essen ist fertig. mund auf. sehr brav. herr maier. tuns net weinen, es kommt bald wer vorbei. Er erinnert sich an den Gesprächs-

brunnen, aus dem der unaufhörliche Gedankenquell silbern wortlichte. Die Grausamkeit der Stille kehrt wieder. du martha. er denkt.



Heidelbergs
traditionelle Spezialität



Knösel

Schokoladenmanufaktur Heidelberg
seit 1863
Haspelgasse, bei der Heiliggeistkirche
69117 Heidelberg
Telefon (06221) 22345
Fax (06221) 600160
email Knoesel@t-online.de



Forgotten World

--- Michael Zoch -----

verknallt in alle nachbarinnen
 die da beige sweatshirts tragen
 ende neu und wüstendramen
 herz zerspringt im letzten akt
 gevatter phönix' leber brennt
 triebe düsen durch die nacht
 black eyed baby nebenan
 und mittendrin im hirnsalat
 kratz an längst vergilbten schein
 take my dream and fly away
 auf fünfzig bunten nervenbahnen
 donald duck beim liebesspiel
 halber mann mit tausend macken
 zwanzig liter leid im blut
 und obendrein noch zellstrukturen
 zickig wie die gilmore girls
 wolkenpalt im innenraum
 dein abziehbild mit fliegendreck
 no more beauty nichts gesehen
 nur schattenrisse felsengrau

Zum Autor

Michael Zoch...

...geboren 1966 in Braunschweig. Nach einem abgebrochenen Studium der Philosophie, Publizistik und Romanistik an der Freien Universität Berlin u.a. tätig als Bauarbeiter, Pizzabäcker, Chemiekalienabfüller, Rundfunkreporter, Nachtportier, Filmtexter, Brandschutzmonteur, Landschaftsgärtner, Nachhilfelehrer, Kurierdisponent.

1992-1996 mehrere längere Aufenthalte in Paris. Von August 2002 bis August 2005 tätig als freiberuflicher Dozent in den Fächern Deutsch, Englisch und Geschichte.



Frischfleisch

--- Michael Zoch -----

die weite des landes
 und frischfleisch im kopf
 hinter dem haus wo
 niemand die treppe wischt
 herz aus blech in beiden händen
 leergefegt vom orgelklang
 die blütenhaine der paar stunden
 als keine uhr uns weggetickt
 atem fliegt zum firmament
 die kehle brennt vom letzten schrei
 immer noch von dir verbrüht
 und deinem grellen augenschein
 suche mich im hinterhof
 finde dich in stahl und stein
 die mauer wankt doch fällt sie nie
 hier stürzt nur das vergessen ein
 blicke starr zur tür gerichtet
 weiß auf blau steht da versuch
 werf halbe schatten auf den rasen
 von denen einer tränen sucht

Zum Autor

Werner Pelzer...

...geboren 1959 in Düren, dort auch aufgewachsen.
Studium der Rechtswissenschaften in Bonn und Heidelberg.
Verheiratet, ein Kind;
Berufstätigkeit im öffentlichen Dienst in verschiedenen Teilen Deutschlands;
seit 2001 in Bonn.



Zur Autorin

Beate Schmalstieg...

...geboren 1960 in Oberhausen, 1978 –1988 Studium der Germanistik und Philosophie an der WWU Münster;
seit 1990 als freischaffende Künstlerin tätig in den Bereichen Malerei, Schriftstellerei, Figurengestaltung;
Ausstellungen und Kursangebote im eigenen Atelier

Vergessen

--- Werner Pelzer -----

Wo lagern Gedanken sich ab
enden Stimmen und Schritte
vier Wände so voll und der Garten
übersät, warf ein Echlot
in säumige Stunden, Jahre
fallen wie Laub, ein stilles Kräuseln
mag sein auf flüchtigen Lippen
im Abrieb der Stufen im Flieder
den wer gepflanzt nicht unsere
Tage zu schmücken,
dem röter die Beeren,
fremder die Vögel, ich
schneide nun junges Gras
hab den Weinstock gesetzt
Steine wider den Hang geschichtet
aber wer will schon danach fragen
wenn meine Zeit war

--- Beate Schmalstieg -----

auf der aschespur
zielgerade
ins grauland
faustisch getrieben
von anbeginn
im eishauch der zeit

ein auge blickt geradewegs
in das der schlange
das andere
blind
knietief durch faulendes fallobst
die hände in unschuld
blute für uns
kleiner prinz
auf ewig

das vergessen
ist unser

Das Chaos

--- Rüdiger Saß ---

Bei mir hat alles seine Ordnung, alles seinen Platz. Und jetzt das!“. Tagwärt Pfründner weiß nicht, was er machen soll, er weiß nicht, wo er ist. Er war gerade auf dem Weg nach Hause, wie jeden Tag, wenn er von der Arbeit kommt, er war gerade auf dem Weg in die Schädelspalterstraße. Er muss vom Weg abgekommen sein, er muss sich verlaufen haben. Der Mann bleibt stehen, er sieht sich nach allen Seiten um. Er schüttelt seinen Kopf, sein Galgengesicht, sein Hirn schwappt wie ein Pudding hin und her. Kein Orientierungspunkt, kein Gebäude, keine Kirchturmspitze, nichts, was ihm Halt gibt, nichts, was er kennt. Er fühlt sich von einer Sekunde auf die andere in eine große, fremde Stadt geworfen. Die Häuser vor seinen Augen tanzen auf und ab, sie treten auf ihn zu und wieder zurück auf ihren angestammten Platz. Die Passanten ringen mit Bäumen, mit Ampeln und Verkehrsschildern. Sie schreien und spucken, sie wehren sich nach Kräften, aber die Dinge, mit denen sie ringen, sind stärker. Sie unterliegen. Bäume, Ampeln und Schilder schlagen auf die Menschen ein, sie schlagen und treten sie, bis sie im Boden versinken, bis sie vom Erdboden verschluckt werden. Tagwärt Pfründner sieht ein Schild, ein Straßenschild. Er liest: „Schädelspalterstraße“, ein Name, der Erinnerungen wachruft, ein leises, weit entferntes Rufen aus seiner



Kindheit, ein verschwommenes Bild aus fernen, alten Tagen. Er fragt sich, was das für ein Schlüssel sei, den er in der Hand hält, und ob er in die Haustür passe, vor der er steht. „Ist das Ihr Schlüssel?“, fragt er eine Frau, die aus dem Haus kommt. Die Frau, eine Schwermutgeschlagene, wie es scheint, zuckt mit den Schultern. Sie kommt ihm bekannt vor, sie ähnelt seiner Frau, sie ähnelt wie heißt sie noch gleich? „Sie erinnern mich an jemand“, sagen beide gleichzeitig, der Mann und die Frau. Sie sehen sich an, sie prüfen sich, sie schnuppen und schnüffeln und denken nach, aber alles Schnuppen, Schnüffeln und Nachdenken führt zu keinem Ergebnis, sondern ins Nichts, ihre Gedanken verhaken und verheddern sich ineinander, sie verknoten sich zu einem Wirrwarr, das schließlich von einem schwarzen Loch verschluckt wird. Ein Auto trennt den Pfründner von der Frau, ein Auto, das über den Bürgersteig galoppiert. Während er sein Galgengesicht in den Hauseingang rettet, haucht sie ihr Leben auf der Autohaube aus. „Aber das macht nichts“, beruhigt sich der Davongekommene, „das passiert überall.“ Auf

der Straße herrscht wildes Treiben, auf der Straße und daneben: Autos, die miteinander zusammenstoßen, frontal und in voller Fahrt, oder sie rasen gegen Bäume, gegen Hauswände, gegen Pfeiler und parkende Wagen. Sie überschlagen sich, sie explodieren und brennen aus. Dann bleiben sie liegen, wie Leichen, wie vergessenes Spielzeug. Sirenen heulen, Polizisten erscheinen auf der Bildfläche. Sie haben Angst, sie sind überfordert. Sie schießen auf alles, was sich bewegt.

Der Mann mit dem Galgengesicht merkt auf. Ihm fällt ein Name in die Augen, ein Name auf den Klingelschildern, ein Name, der Gefühle weckt, die er aber nichts und niemand zuordnen kann. Von der Neugier, einer geschwätzigen, lockenden Schlange, gebissen, drückt er auf die Klingel mit der Aufschrift „Pfründner“. Daraufhin summt die Haustür, sie schnurrt wie eine Katze und springt auf. Der Mann geht hinein, er geht durch den Flur, die Treppen hinauf. Er meint, jede Unebenheit zu kennen, jedes Knarren der ausgetretenen Stufen, jede Schramme, jede Vertiefung im Handlauf, jeden Schatten, jeden Fleck auf den Wänden. Ihm ist, als habe er das alles schon oft, sehr oft gesehen. Aber das ist weit weg, das muss lange, sehr lange her sein, vielleicht sogar in einem früheren Leben oder einem Film, in einem Horrorfilm, der mit viel, viel Blut, mit Angst und Schrecken endet. Im zweiten Stock winkt ihm eine offene Tür. Er fragt nicht lange, er geht hinein. Niemand zu sehen. Er ruft: „Hallo, ist da jemand?“ Keine Ant-

Zum Autor

Rüdiger Saß...

...geboren 1966, wohnhaft in Hamburg. Magister der Soziologie. Bibliographie: Hypochondrium. „Montagmorgengeschichtetes“ (Kurzgeschichten). Pentling, 2002. Goldgräber (Roman). Grabenstetten: Benchpress Publishing, 2005; Nachtstühle (Kurzgeschichten und Erzählungen). St. Ingbert, 2006.



wort, nichts und niemand rührt sich. Der Mann erschreckt sich, er schreckt vor seinem Spiegelbild zurück. Dann atmet er auf, dann lacht er, denn das ist gar kein Spiegel, sondern ein Bild, sein Bild. Der Atem stockt, das Lachen gefriert, Panikschauer reiten sein Galgengesicht rauf und runter. Wie kommt sein Foto hierher? Bevor er einem Fluchtimpuls folgen kann, stehen zwei Kinder vor ihm, zwei verweinte, kleine Wesen, die ihm aus dem Gesicht geschnitten zu sein scheinen. „Wer seid Ihr?“, fragt der Pfründner, „Was macht Ihr hier?“. Die Kinder wissen es nicht. Sie wüssten nichts, sagen sie, und was sie gewusst haben, hätten sie vergessen. Der Mann versucht zu trösten, zu beruhigen. Er nimmt die Kleinen in die Arme.

Eine Menge Menschen laufen über den Hausflur, sie sammeln sich, sie reden durcheinander und laufen wieder auseinander. Sie sehen wie Schlafwandler aus, wie Tastende in der Finsternis, mit großen, aufgerissenen Augen und Mündern und suchenden, ausgestreckten Armen. Einige haben sich mit ihrem Los abgefunden oder angefreundet. Sie lachen und reden, sie brüllen, was ihnen gerade einfällt: heiße Luft, zusammenhanglose Sprachbruchstücke. Viele folgen ihren Trieben. Sie kennen keine Grenzen, keine Scham. Sie vergewaltigen und morden in aller Öffentlichkeit, und die Öffentlichkeit stört es nicht, sie hat nichts dagegen. Sie ist überrascht, neugierig und verwirrt, sonst ist sie nichts.

Tagwart Pfründners Magen knurrt. Er befiehlt ihm, seinen Hunger zu stillen. Der Befehlsempfänger gehorcht. Er beißt einem der Kinder in die Schulter, wie ein Raubtier schlägt er seine Zähne durch das weiße Kleid ins rote Fleisch. Die Kleinen reißen sich von ihm los. Sie fliehen in den Hausflur, die Treppe hinunter auf die Straße. Der Mann durchsucht die Wohnung nach Essbarem. In einem Schrank findet er Lebensmittel. Doch er kommt an die Leckereien nicht heran, sie verstecken sich wie Schildkröten hinter ihren Panzern. Was ihm gestern noch spielend gelang, wird heute zum unüberwindlichen Hindernis: Blechdosen und Plastikverpackungen. Doch sein Hunger wächst über ihn und sich hinaus, er wächst und wächst sich zu einem reißenden Wolf aus, zu einer Bestie, deren Gier keine Grenzen kennt. Der Werwolf, der noch wenige Stunden zuvor Tierfutter verkauft hat, beißt sich in den Arm. Er schreit vor Schmerzen, er schreit und heult, doch der Hunger ist stärker, der Hunger zwingt ihm seinen Willen auf. Bald sind von seinem linken Arm nur noch Knochen und Sehnen übrig. Aber bald sind auch die Knochen geknackt, wegen des Marks. Nach und nach, Stück für Stück frisst sich der Mann selbst auf, er frisst solange, bis er nicht mehr kann, bis nichts mehr von ihm übrig ist.

kannste vergessen

--- Andreas Knapp -----

wenn ich's nur könnte
doch das schmerzlink
festgeplattet unauslöschlich
Wiederholungstäterin Erinnerung
die Bleikugel aus
unverdauter Vergangenheit
ans Bein gebunden
humpeldipumpel
durch das versteinerte Flussbett
der Styx ausgetrocknet
Klimakatastrophe Tränenlosigkeit
ewiges Wandern
über verblutende Straßen
im kreuzqueren Land
des Nichtvergessens

Zum Autor

Andreas Knapp...

...geboren 1958 in Buchen-Hettingen (Baden), Studium der Philosophie und Theologie in Freiburg i.Br. und Rom, seit 2005 freier Schriftsteller & Gefängnisseelsorger in Leipzig; Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien sowie Einzelveröffentlichungen: Preisträger beim Lyrik-Wettbewerb "Das Goldene Segel" (2006) & beim Lyrik-Wettbewerb des "Verbands katholischer Schriftsteller Österreichs" (2006)

**SIE
SCHREIBEN?
WIR
DRUCKEN!**

Ihr Partner für Bücher
ab Auflage 1,
Dissertationen, Diplomarbeiten
und Taschenbücher...
**Ob Digital- oder Offsetdruck,
wir bieten Ihnen das richtige
Medium!**

printsystem[®]

Digitaldruck · Offsetdruck · POD

Schafwäsche 1-3 71296 Heimsheim
Telefon 07033 3825 Fax 07033 3827
info@printsysteem.de www.printsystem.de



Holland

--- Katja Kulin -----

Dunkel ist es. Und kalt. Es spielt keine Rolle für ihn. Er will weg, einfach weg. Nach Hause. Wo das ist, weiß er nicht. Aber das Unterwegssein lindert die Unruhe, die ihn seit einiger Zeit ausfüllt. Zerfressen und schließlich ganz aufgelöst hat sie alles, was vorher in ihm war. Also geht er weiter, die Hände fest um die hölzernen Griffe seiner Krücken geklammert. Eigentlich ist er seit Jahren zu schwach auf seinem Bein, um weite Strecken zu gehen, doch was er hofft, hinter sich zu lassen, gibt ihm genug Anschlag.

Wenn er morgens aufwacht, dann meist in fremder Umgebung. Die Zimmer und ihre Ausstattung sind ihm unbekannt. Er kennt die Frau nicht, die neben ihm liegt. An diesem Ort ist er nie zuvor gewesen. An anderen Tagen sind aber auch die Möbel aus seiner Wohnung da. Seit dem Umzug in den Neubau vor vierzig Jahren haben sie ihren Platz nie verlassen. Man

hat sie hierher gebracht, damit er nichts merkt, damit er ruhig bleibt, denkt er sich. Doch er lässt sich nicht täuschen. Der Blick aus dem Fenster sagt ihm, dass man ihn entführt haben muss.

Die Frau auf der anderen Seite des Bettes behauptet, seine Ehefrau zu sein. Wenn er weg will, schließt sie die Tür ab. Behauptet, es sei zu gefährlich und versteckt den Schlüssel. Dann setzt er sich in seinen Sessel und wartet. Auf eine

Gelegenheit.

Ab und zu ist seine Ehefrau tatsächlich da, trinkt mit ihm Kaffee und isst ein Stück Kuchen. So, wie es immer war. Doch ihr kann er auch nicht mehr trauen, das weiß er jetzt. Wenn er ihr sagt, dass er nach Hause will, meint sie nur, er sei doch schon zu Hause. Protestiert er, schimpft sie mit ihm und belegt ihre Behauptung mit allerlei Fakten. Er aber weiß, wie der Hase läuft. Die Frau, die ihm achtundfünfzig Jahre lang eine gute Ehefrau gewesen ist, ist nun Teil der Verschwörung, die aus unerfindlichen Gründen seit geraumer Zeit gegen ihn läuft. Auch seine Tochter, der Schwiegersohn und die Enkel, sie alle gehören dazu. Immer, wenn seine Ehefrau oder die fremde Frau das Haus verlassen, kommt ein

Zur Autorin

Katja Kulin...

... wurde am 06.06.1974 in Bochum geboren. Sie arbeitet als Nachhilfelehrerin in einer Privatschule. Von 2000-2004 war sie in der Schreibgruppe „Schreibart-Bochum“ aktiv, die u. A. mehrere öffentliche Lesungen veranstaltete. Verschiedene Gedichte erschienen in Anthologien und Literaturzeitschriften, die Kurzgeschichte „Es grünt so grün“ in der Zeitschrift „Kurzgeschichten“ (10/2007).



anderer Verwandter, um ihn an der Flucht zu hindern. Wir wollen nicht, dass du auf dumme Gedanken kommst. Wir wollen nicht, dass du stürzt und dir wehtust. Wir wollen doch nur dein Bestes. Sagen sie. Natürlich. Und versammeln sich regelmäßig in der Küche, um über ihn zu reden.

Er zeigt ihnen nicht, was er weiß. Versucht, seine Verzweiflung zu verstecken und gibt ihnen recht. Gibt vor, fernzusehen und lauscht doch mit zusammengekniffenen Augen auf alles, was um ihn herum passiert. Aber lange kann er nicht mehr warten, denn bestohlen wird er auch. Geld wird er auf dem Weg nach Hause unbedingt brauchen. So viele Verstecke hat er sich schon ausgedacht. Doch wo immer er auch einen Geldschein deponiert, wenn er das nächste Mal dort nachsieht, ist er verschwunden. Kein Versteck ist je gut genug.

Viele Dinge verschwinden in letzter Zeit. Zufällig findet er sie an den seltsamsten Orten wieder. Den Rasierapparat in der Sockenschublade, die Sparbücher im Badschrank, die Fernbedienung im Brotkasten. Immer soll er selbst es gewesen sein. Einmal hat jemand eine seiner Krücken hinter dem Schlafzimmervorhang versteckt. Er soll das gewesen sein? Heimtücke! Sie wollen, dass er verrückt wird, damit sie ihn loswerden, ihn ab-

schieben können. Nein, so kann er nicht leben, er muss weg, einfach weg.

Und so läuft er nun, blickt nicht zurück, blickt sich nur um. Irgendwo muss etwas Vertrautes sein, etwas, das ihm die Richtung weist. Doch da ist nichts. Er geht weiter, langsamer jetzt. Atemwölk-

*Sie wollen,
dass er verrückt wird,
damit sie ihn loswerden,
ihn abschieben
können.
Nein, so kann er
nicht leben,
er muss weg, einfach weg.*

chen hüllen seinen Kopf wie dichter Nebel ein. Die kalte Luft lässt seine Haut spannen, aber sie tut auch gut. Plötzlich fühlt er sich so klar wie lange nicht mehr. Als er zum nächsten Mal aufschaut, ist da doch etwas. Etwas, bei dessen Anblick seine Augen groß werden und er einen Schwall Luft so tief einsaugt, dass neue Energie blitzartig seinen Körper durchströmt. Vor ihm ragt, schwärzer als das Dunkel der Nacht, der Förderturm der Zeche

Holland auf. Jetzt weiß er, wo er hingehen kann! Sein Vater arbeitet hier! Er wird ihn einfach abholen. Warten, bis dessen Schicht vorbei ist und dann, mit ihm zusammen, nach Hause gehen! Es ist noch ein gutes Stück, also beschleunigt er seine Schritte. Nach kurzer Zeit brennt seine Lunge, und jeder Schlag seines Herzens überholt den anderen. Doch das bemerkt er nicht, er bemerkt noch nicht einmal das Lächeln, das sich auf seinem Gesicht ausgebreitet hat.

Immer näher kommt die schwarze Silhouette, von der er seinen Blick kaum abwenden kann. So fällt ihm nicht auf, dass die Umgebung eher wie ein Park aussieht als wie ein Arbeitsgelände. Ich hole Papa ab, denkt er nur, immer wiederkehrend, ich hole Papa ab! Endlich ist er da. Er stellt seine Gehhilfen ab und setzt sich vorsichtig auf den Boden. Dann lehnt er sich an das kalte Metall des Förderturms, genießt die Kälte, obwohl er trotz der Anstrengung ganz durchgefroren ist. Er wird ein wenig ausruhen, bis sein Vater Feierabend hat. Der Weg hat ihn doch ein wenig müde gemacht. Wenn ich heil aus dem Krieg zurückkomme, denkt er, werde ich auch hier arbeiten. Dann schläft er ein.



Mittsommernacht

--- Ivo Theele -----

I.
Im Spätabend
hocke ich zwischen leisem
Schilfrohrauschen am Ufersee
und werfe gottverlassen
das Angelgestell nach Ruhe aus;
die rote Mittsommersonne hängt
tief über meinen dunklen Kieferwäldern,
und Moskitos tanzen ihr Fruchtbarkeitsritual
über eingefärbtem Wasserglanz.
Ich spüre: So ausgelassen tanzen
werde ich nie. Marika.

II.
In der Stille klingt dein Name. Marika,
du bist überall, schwerelos.
Marika ist taglos, ist nachtlos,
und kein gemeinsamer Moment,
nichts mehr. Der Abend geht über in Nacht
und es dunkelt noch immer nicht.
Mein Tag nimmt auch kein Ende,
denke ich mir und trinke einen Schluck -
ich muss husten, der Wodka brennt,
der Schluck war zu tief und mein Atmen
ist flach. Ich sehe der halbleeren Flasche nach,
die eilig vom Steg rollt und
das Wasserrot zerbricht.

Zum Autor

Ivo Theele...

...geboren 1980 in Bremen; Studium der Neueren deutschen Literaturwissenschaft, Medienwissenschaft und Sport; seit 2007 Promotion an der Universität Paderborn im Bereich Germanistik. Veröffentlichungen in verschiedenen Lyrik-Anthologien und den Literaturzeitschriften Macondo, Dreischneuss, Der Maulkorb, Matrix, Lost Voices, Kurzgeschichten und Paraguas. Gründungsmitglied der Paderborner Autorengruppe „Kommando Schreibmaschine“. Gewinner der LiMa 2007 (Literaturbühnenpreis Mitteldeutschlands) mit Kommando Schreibmaschine.

III.
Man sagt, wir Finnen schweigen
in zwei Sprachen. Vielleicht hören wir
einfach die Stille. Eine Nacht, mich darin
einzumanteln ist mein Trost.
Meine Trauer versteht jeder, der weiß,
was es heißt, seine Frau zu verlieren.
Unser rotes Holzhaus: Es steht so einsam da
ohne dich, was soll ich darin? Das nachbarliche
Lachen ist kilometerweit und um mich
nur Wald und Seen ohne Ende.

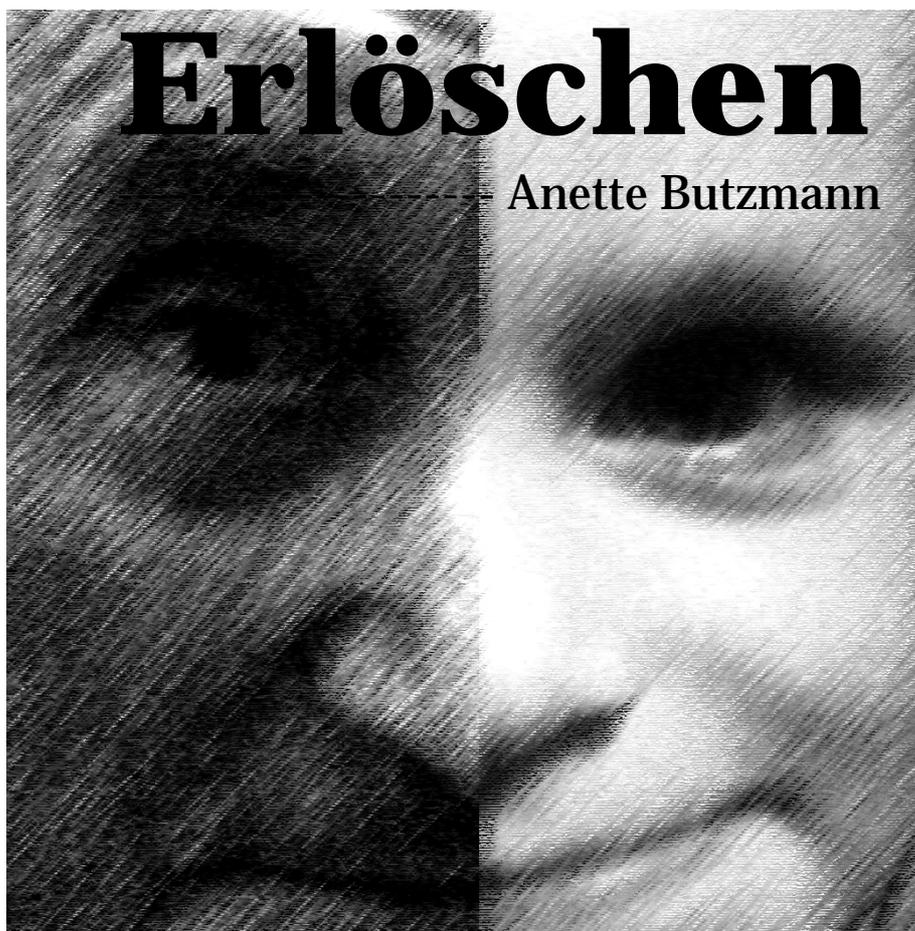
IV.
Im Auf- und Abtauchen
verliert der Blinker sich in Spielerei,
bis vom Köder nichts mehr ist.
Brunftheiser ruft ein Elch
aus dem Wald. Ich bin Sommermüde,
lege mich in den nassen Sand und warte,
dass der tieffrostige Winter mich
endlich einschneit.

Gang mit Gleißrechtecken, hygienegebohrner Wachsdunst, geriatrische Klinik G2, zweiter Stock rechts. Das Verlies ist nicht ausgeschildert. Angekommen in einem Kreis voller Tische und Stühle, dazwischen schlurfende und schlüpfende Todgeweihte. Der Blick einer Alten trifft mich wie Gretel vor dem Hexenhaus. Doch ich muss weiter, Zimmer Nummer eins des Labyrinths.

Weißer Kissen, heutzutage nicht mehr hinter Metallstäben, alles Holz, gutes Buchenholz. Hinter dem Gitter eine durchsichtige Gestalt im Trainingsanzug, schon nicht mehr von hier. Die Konturen verdichten sich wieder: mein Vater, erneutes Wiedererkennen. „Alles olde Schachteln hier“, vertraut er mir an. Ein kleines Fenster, die Heizung, eins, zwei, drei, fünfzehn Rippen, ein Rohr, Heizung zweiter Teil eins, zwei, fünfzehn Rippen. An der Wand das dünne Kreuz – zu schmal selbst für den Schmalbrüstigen – daneben die Korkwand mit Zetteln, Blättern, im Durchzug heftig flatternd, schließlich fallend. Die Gerüche der Alten wehen durch die offene Tür.

Der Kamm, kein Kamm mehr da, vielleicht verloren? Durchsuchen der Taschen und Schubladen, eine tiefe Falte in seiner sonnengegerbten Stirn. Er war immer so stark gewesen. Doch nun keine Erinnerung mehr, im nächsten Moment: Wiedergefunden, ein strahlender Augenblick im Gesicht eines kleinen Jungen. In Lederhose und kariertem Hemd durch dieses Haus für Waisen und Halbweisen rasen. Türen auf und zu, dahinter der Freund, die Kinder lachen. Schwester Iphigenie rügt die Burschen, sie hat eine tiefe Falte im Gesicht.

„Der Pfeiffer is nun schon drei Jahr dood! Des ledschde Mol haw isch'n



Erlöschen

Anette Butzmann

an de gold'ne Konfirmation g'sehe. In 'nem Ozug, den er sich sunsch net hätt leischde kenne. Mir hawwe jo alles miteinander gemacht, u-zertrennlich sozusache, bis der Krieg war.“

„Papa, wo ist dein Stock? Es gibt Abendessen“, das Zepter in der linken Hand, „nie in die rechte nehmen, hörst du? Die Hand ist schwach wegen dem Schlaganfall.“

Der König mit dem Akkordeon schreitet würdevoll zur Tür hinaus in den Kreis seiner Bewunderer. Der Kreis aus Tischen und Stühlen ist belebt mit applaudierenden Damen in Abendrobe, glitzernde rote Gewänder, halsfrei und armfrei, mit gewellten Frisuren. Bekleidet mit dem feinsten Lächeln hinter sonnenrot geschminkten Lippen, sich an den Händen fassend und im Takt der Musik tanzen sie im Rund wie die Elfen.

Er sitzt zur Linken der einzigen Frau, die noch regelmäßig spricht. Stockvergleich, Belastung maximal 100 Kilogramm. „Friher haw isch mol Akkordeon gschbielt, guti Fraa.“ „Ach ja?“ „Jo, es hätt besser sei kenne, awer ich hab' erscht mit verzisch, long noch'm Krieg og'fange.“

An mich gewandt: „Konnsch du mir mol des Brot ...?“

Die Tochter hantiert umständlich mit dem Messer, greift beidhändig

nach der Zuckerdose. Die Zunge lugt zwischen der Zahnücke hervor: „Papi, bitte Nukser auf mein Brot.“ „Des heeßt net Nukser, sondern Zucker.“

„Weesch Du noch? Früher hosch du immer Nukser zum Zucker g'sagt, haha.“ „Ja, Papa.“ Ich begleite ihn zurück. Er hat gelacht, endlich hat er gelacht. Früher hatte er so oft gelacht! Überhaupt war er irgendwie abwesend heute. „Fühlst du dich wohl?“ Der Vater schweigt, dann sieht er mich an. Sein Blick ist fremd und kommt in kalten Wellen über meine Schulter. „Wenn's Nacht werd, dann isses schlimm, donn is widder Krieg.“

Die grüne Uniform treibt den Gestank aus Angstschweiß und Talg vor sich her. Er ist allein in einem Minenfeld. Die Vögel singen in den Bäumen, der letzte Knall hatte sie nicht dauerhaft vertrieben. Ein Kamerad klebt an einem Scheunentor, den Blick mit angehefteten Tennisbällen, seine Augen, starr nach vorne gerichtet. Der ganze Körper kaum fünf Zentimeter dick. Der Rest hat sich auf der Rückwand durch das Holz gedrückt. „Kommt die Mudda bald in die Klinik? Heit muss sie awer do bleiwe, muss mer helfe, wenn die Geischder widda do sin.“ Ich greife nach seiner Hand: „Papa, es gibt keine Geister.“

LitOff-Autorin

Anette Butzmann...

...geboren 1965 in Mannheim, arbeitet als Projektmanagerin im Gesundheitswesen. Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller, Vorsitzende der Literaturoffensive Heidelberg, leitet die Kulturredaktion im Freien Radio Rhein Neckar Bermudafunk. Drei Einzelveröffentlichungen, zuletzt „Der Drache Dreierlei“.



Mit einem Satz hat er sich und die Munitionskiste im Schützengraben versenkt. Der Duft der kalten Erde kriecht feucht in den Stoff und hinab in die Springerstiefel. „Haste 'ne Zigarette?“, fragt der andere. Zwei Stengel glimmen tief im Erdloch auf. „Pause, auch die Schweine da hinten wollen mal schlafen, und du kannst mir glauben, wir haben heute gut was weggehauen!“ „Isch weeiß, die Front rickt weida vor, hab' ziemlich gschleppt.“ „Hast du unterwegs was gesehen?“, fragt der andere.

„Des jüngschde Gericht.“ Sein Blick verliert sich. „Papa, Gott kann alles verzeihen, heißt es immer, du musst keine Angst haben vor dem Tod.“ „Des weeiß keener, keener is bisher zurickumme.“ „Aber ...“, sage ich, „aber du hast ja nichts Schlimmes gemacht.“

Auf dem Boden breiten sich Gedärme aus, alles um den Sterbenden stinkt nach Blut. Die Nacht ist mildtätig und färbt alles grau und schwarz. Schwach spricht der Haufen, mit der falschen Uniform: „Gib mir mal Wasser, he, nicht weitergehen, bitte, nur etwas Wasser.“ Seine Stiefel peitschen den Boden. „Warum sprichd der Deutsch?“ Er will heim, zurück zu seiner gestiefelten Familie, zu seiner Einheit. „Du hast ja nichts Schlimmes gemacht“, wiederhole ich. „Vielleischd war net immer alles so richtig“, murmelt er. „Meinst Du wegen dem Krieg, Papa, meinst du deshalb?“ Er schweigt.

„Hol Dose mid Erbse un so, un stell se in de Keller, Mudda.“ „Ach was, wieso denn? Meinst du wegen dem Golfkrieg?“ „Hajo, ich will net me so'n Hunger schiewe, des hot mer gereischt, ich versteh

gar net, wie ma so blind soi kann, verdammt noch ä mol, ich bin net so bleed. Hol Dose un stell se in de Keller, zwanzisch Stick. Der Keller hält noch'n Krieg dursch, der is' stabil.“

„Ich hoff, es is' jetzt Schluss mit Krieg, un ihr misst keener mehr mitmache. Obwohl mir ä gutes Mili-där ware, bestimmt. Es gab a gute Zeite, jo, mir hawe Ordnung g'lernt, und echte Kamerade hatt isch a.“ Er schweigt wieder, dann: „Awer trotzdem war net alles so richtig.“ Ich versuche ihn zu trösten. „Da kann man jetzt nichts mehr machen, Papa, hab' doch ein bisschen Vertrauen, es gibt keine Geister, und Gott hilft dir bestimmt.“

Vor dem Zubettgehen stehe ich vor dem Spiegel. Der Zweifel steht mir im Gesicht, ich berühre meine Lippen. Sie sind voll und rot, wie die Lippen meiner Mutter. Eine Träne rutscht an meiner Nase entlang, die aussieht wie die Nase meines Vaters.

LitOff-Autorin

Gisela Hübner...

...geboren 1945 in Ballenstedt / Sachsen-Anhalt, lebt seit 1983 in Heidelberg. Mehrere Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften; Preisträgerin im Literaturwettbewerb „Wege auf dem Land“ der Akademie Ländlicher Raum Baden-Württemberg. Seit 2004 Mitglied der Literaturoffensive.

augenblicke

--- Gisela Hübner -----

unter der blauen sonne
ein kinderspiel
für ein paar minuten
augenblicke hüpfender noten
gezwitscherter worte
für ein paar minuten
vogelgebärden
sehrsehjungsein
fast zerdrückt
zwischen den rücken der zeiten
morgenaufnahme die sich
unter tanzenden sohlen
verflüchtigt schnell vergessen
wie die zertretenen pflanzen
wo sie wuchsen bereiten schon
die nächsten
ihren leichtsinnigen
aufenthalt vor
unter der blauen sonne

verloren

--- Gisela Hübner -----

aus schlaf-vernebeltem himmel
mit einem satz
einen sternen-klares satz im kopf
einen potzblythellen
neunmalklugen
anfangsgerechten
draufgängerischen
mit noch unbekanntem gefolge
nichtsnutzig wie ein jeder held
die allererste zeile
für was

den will ich mir merken
frühmorgens sofort notieren
schieb's unter das kissen
klemme ihn fest
zwischen traum und traum

erstickt hab ich meinen satz
im schlaf erdrückt

ach wie ungeschickt

in dunkelheit

--- Claus Probst -----

„Sage mir Kind, hat denn die Seele ein Geschlecht?“
(Rousseau)

bin schon lange hier in einer klinik höchstwahrscheinlich womöglich in der hölle wie lange kann ich nur vermuten ein halbes jahr vielleicht kann sein auch zwei schwer zu sagen wenn da nichts ist woran sich zeit erkennen ließe außer an der häufigkeit der schlafphasen deren dauer ich nicht einmal annähernd abschätzen kann festlegen lässt sich nur das maximum sechshundertzweiundfünfzig so viele male bin ich aufgewacht was einer höchstgrenze von ebenso vielen tagen entspricht nur unter der annahme natürlich mein schlafbedürfnis ist das gleiche geblieben wovon ich ausgehen muss denkbar allerdings dass ich mehrmals am tag einschlafe um schon nach kurzer zeit wieder aufzuschrecken wodurch sich die zahl der tage zwangsläufig vermindern würde bis auf ein fünftel oder ein zehntel oder um welchen faktor auch immer wenn ich aufwache ist es dunkel

dunkel heißt schwarz ein schwarz in dem es nichts gibt wonach der blick greifen könnte absolutes schwarz ohne eine andeutung von licht was würde ich dafür geben nur einmal kurz meine augen spüren zu können nur um nicht länger fürchten zu müssen sie schon seit monaten geschlossen zu halten sind da noch augen bilder sehe ich nur wenn ich träume oft bin ich in holland an der

küste dann ist mir als sei es kühl und veras haar flattert rötlich im wind sie öffnet lachend den mund und scheint vergessen zu haben dass es nicht immer nur einfach war mit mir und hinter ihr tobt tosend das meer wo ich jetzt bin gibt es kein einziges geräusch früher war selbst in der größten stille noch stets ein leises rauschen zu ver-

nehmen oder ein pochen in den halsschlagadern selbst größte stille war nicht einfach nur nichts hier ist sie es geworden hier ist alles absolut das fehlen von geruch von geschmack von wärme von kälte von schmerz weiß nicht ob ich hunger habe beine habe ob es sommer ist ob insekten an mir saugen hier gibt es nichts kein oben und unten kein außen und innen nur mich werde ich gefüttert von wem womit und wie anfangs wollte ich glauben dass der grund für all das in mir selbst zu suchen wäre in einem schlaganfall zum beispiel oder in einem geplatzten blutgefäß daneben jedoch existierte beunruhigend vage eine ahnung die sich mir unnachgiebig aufdrängte eine nebelhafte erinnerung an einen moment des erschreckens aus dem schlaf heraus an gequält aufschreiendes metall und an eine riesige hand die mich noch bevor ich entsetzt die augen aufreißen konnte mit unglaublicher wucht nach vorne schleuderte hinein in die finsternis ich weiß dass ich kinder

LitOff-Autor

Claus Probst...

...geboren 1959 in Mannheim. Ausbildung zum Krankenpfleger, danach Studium in Bari, Siena und Heidelberg. Arzt für Kinderpsychiatrie und Psychotherapie. Verstärkte literarische Tätigkeit seit 1997. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Wettbewerbsanthologien, zuletzt bei S. Fischer in „Gefährliche Gefühle“, (Agatha-Christie-Preis 2006). Öffentliche Lesungen. Rundfunksendungen. Zwischen 2001 und 2004 vorwiegend Erzählungen und Kurzgeschichten. Literaturpreise der Gemeinde Stockstadt 2003, 2006 und 2007. Signatur-Förderpreis für Literatur 2004.

hatte weiß nur nicht welche weiß dass es zwei gewesen waren weiß dass ich sie über alles geliebt habe menschen im wachkoma nähmen ihre umwelt auch weiterhin wahr sagt man seien aber nicht in der lage sich mitzuteilen ist es denkbar dass es sich in meinem fall genau umgekehrt verhält dass ich meinen arm anheben kann nur indem ich es mir wünsche habe ich arme spreche ich das was ich denke gerade jetzt aus laut und deutlich hört mir jemand zu wie war das früher was muss ein hirn denken um dem mund sprache zu entlocken leider habe ich nie darauf geachtet habe es einfach so vergessen hätte es etwas genutzt wenn sie mich abschalten werde ich nichts davon bemerken ich wüsste nicht wie vera kannst du mich hören geht es dir gut dir und den kindern es ist mir schrecklich peinlich doch ich habe tatsächlich ihre namen vergessen wie manches andere auch vermutlich sehe ich furchtbar aus ich will es mir gar nicht erst vorstellen ich liebe euch es ist schrecklich ich fühle überhaupt nichts ob ich jetzt weine das letzte woran ich mich erinnere ist die zugfahrt nach wien der schlafwagen eine innige umarmung das rütteln und rumpeln der wagen auf den schienen die kinder waren aufgereggt sprachen unent-

wegt von lipizzanern sind sie wirklich alle weiß papa nein nicht alle aber die meisten ein warmes gefühl in der brust das nur liebe gewesen sein kann das schmale bett die kratzige woldecke die vorbeihuschenden lichter danach nur vermutungen und anschließend nichts mehr bin schon viel zu lange hier versuche die zeit totzuschlagen stelle mir rechenaufgaben bereite im geiste köstliche speisen zu treibe sport bilde mir ein meine muskeln anzuspannen habe begonnen einen roman zu denken lerne ihn auswendig siebzehn seiten sind es schon vera kannst du mich hören seid ihr in ordnung ob mein zustand geheilt werden kann bin mir nicht sicher ob ich das möchte verrückt zu werden wäre gut bin ich es schon kann nur hoffen dass ich nicht tot bin für immer gefangen in einer endlosschleife in mir selbst und irgendwo in absoluter dunkelheit

Auszug aus dem neuen Erzählband „Das Gesetz zum Schutz der Dunkelheit“, Lothar Seidler Verlag, 13,80€ (ISBN 978-3-931382-42-1)



LitOff-Autor

Frank Domenico Montalbano...

...geboren 1963 in Osnabrück. Psychologischer Berater und Moderator. Kulturredakteur des Freien Radio Rhein-Neckar e.V. (seit 2000) und Mitglied der Literatur-offensive e.V. (seit 2002). Gründer der Lesungs-Event-Serie Poetenfeuer (1997). Lesungen im Südwesten Deutschlands. Veröffentlichungen in zahlreichen Zeitschriften und Anthologien sowie im Rundfunk.

endlosschleife

--- Frank Domenico Montalbano ---

verwirrte gefühle
im rausch des chaos verhallend
immer wiederkehrend
und doch jedes mal neu
nehmen die letzte chance
den verstand sieger sein zu lassen
über ein leben
das keines mehr ist

An eine, die vorüber ging

Betäubend heulte die Straße um mich herum.
Hochgewachsen, schlank, in tiefer Trauer,
majestätischem Schmerz,
ging eine Frau vorüber, mit einer prunkvollen Hand
hob und balancierte sie Stickereien und Rocksäum;

Leicht und edel, mit dem Bein einer Statue.
Ich aber trank, starr vor Verzückung,
in ihrem Auge, einem leichenblassen Himmel,
aus dem Orkane entspringen,
die Milde, die betört, und die Lust, die tötet.

Ein Blitz...dann die Nacht! – Flüchtige Schönheit,
deren Blick mich unvermittelt wiederaufleben ließ,
werde ich dich erst in der Ewigkeit wiedersehen?

Anderswo, weit weg von hier! zu spät! *niemals* vielleicht!
Denn ich weiß nicht, wohin du entschwindest,
du weißt nicht, wohin ich gehe,
o du, die ich geliebt hätte, o du, die es wusste!

A une passante

La rue assourdissante autour de moi hurlait.
Longue, mince, en grand deuil, douleur majestueuse
Une femme passa, d'une main fastueuse
Soulevant, balançant le feston et l'ourlet ;

Agile et noble, avec sa jambe de statue.
Moi, je buvais, crispé comme un extravagant,
Dans son œil, ciel livide où germait l'ouragan,
La douceur wui fascine et le plaisir qui tue.

Un éclair...puis la nuit! - Fugitive beauté
Dont le regard m'a fait soudainement renaître,
Ne te verrai-je plus que dans l'éternité ?

Ailleurs, bien loin d'ici! trop tard! *jamais* peut être!
Car j'ignore où tu fuis, tu ne sais où je vais,
O toi que j'eusse aimée, ô toi que le savais!

Deutsche Übersetzung:
Marina Bartolovic

Aus...

Les Fleurs du Mal (Die Blumen des Bösen)

von Charles Baudelaire...
...in Paris 1821 geboren und 1867 jung
verstorben.
Unglückliche Kindheit durch den
frühen Tod des Vaters; nachdem er das
väterliche Erbe als großstädtischer
Dandy verprasst hat, lebt er ständig in
Geldnöten; ab 1845 Kunstkritiker mit
Vorliebe für Poe und De Quincy.

JETZT erhältlich: Anette Butzmann

Die Geschichte vom Drachen mit den drei Köpfen ...

DER DRACHE DREIERLEI

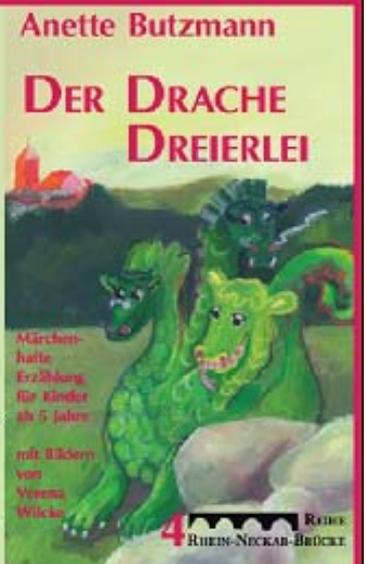
... für Kinder ab 5 Jahren

Märchenhafte Erzählung für Kinder ab 5 Jahren mit Bildern von Verena Wilcke

mit Widmung unter Code **Vergessen:**

www.der-drache-dreierlei.de

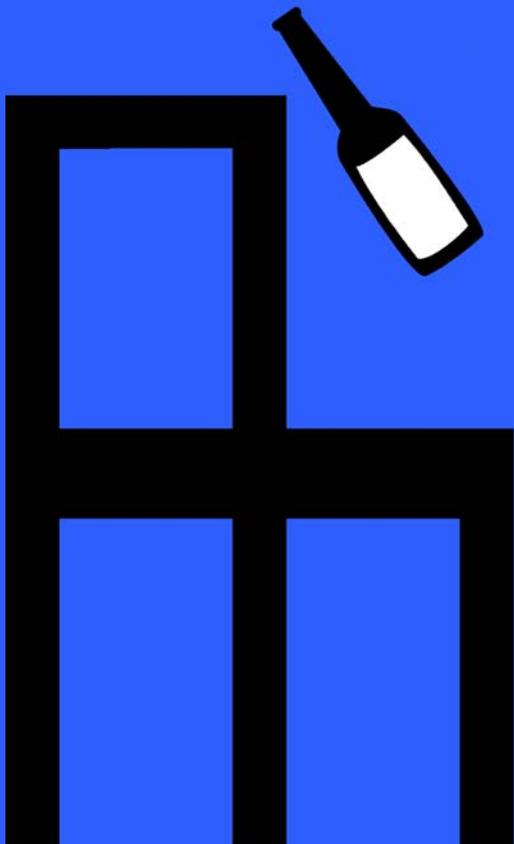
4 RHEIN-NECKAR-BRÜCKE



*„Alles, was man vergessen hat,
schreit im Traum um Hilfe.“*

Elias Canetti

Sie schreiben und trauen sich was? Sie lesen und diskutieren gerne?
Dann schauen Sie doch mal bei uns vorbei...



Offene Lesung der LitOff

Forum für alle, die etwas Eigenes
vorzulesen haben, etwas dazu
sagen oder einfach zuhören
wollen...

Jeden dritten Dienstag im Monat!

Das nächste Mal am...

20. Mai um 20 Uhr

im Heidelberger Essighaus, Plöck 97

Weitere Termine der LitOff:

Offene Lesungen

17. Juni, 15. Juli, 21. Oktober, 18. November,
16. Dezember (alle im Essighaus um 20 Uhr)

Kultursommer Rheinland-Pfalz

6. Mai, 20 Uhr, Ludwigshafen, Turm 33
21. Juni, 17 Uhr, Schifferstadt, Club Ebene Eins
28. August, 19 Uhr, Landau, Stadtbibliothek
12. September, 19 Uhr, Worms, Café Affenhaus

Weitere Infos: www.litoff.de

